Ein

Goethe-Strauß.



Jugend-Gedichte Goethes

nach der Handschrift des Dichters von 1788 biographisch erläutert

von

Robert Keil.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1891.

Ein Goethe-Strauß.



Die „Schöne Mailänderin“.

Nach der Original-Handzeichnung von J. W. v. Goethe.

Ein Goethe-Strauß

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Robert Keil.

[illegible]

Mit 10 Illustrationen und [illegible]
die „Schöne Mailänderin“ [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Ein Goethe-Strauß.

Jugend-Gedichte Goethes

nach der Handschrift des Dichters von 1788,

biographisch erläutert

von

Robert Keil.

> Was ich irrte, was ich strebte,
> Was ich litt und was ich lebte,
> Sind hier Blumen nur im Strauß.
> Goethe.

Mit 10 Illustrationen und einem farbigen Lichtdruck:
die „Schöne Mailänderin".

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1891.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vorbemerkung.

Goethes Jugendleben ist der Kommentar seiner Lieder, und die Lieder dienen ihrerseits wieder zum Verständnis der Anschauungen, Empfindungen und Stimmungen des jugendlichen Dichters, da sie nur Selbsterlebtes, Selbstempfundenes in poetischer Form bringen.

Gelegentlich hat Goethe geäußert: so viel habe er überhaupt bei seinem Lebensgange bemerken können, daß das Publikum nicht immer wisse, wie es mit den Gedichten, sehr selten aber, wie es mit dem Dichter daran sei; er leugne daher nicht, daß, weil er dieses sehr früh gewahr geworden, es ihm von jeher Spaß gemacht habe, Versteckens zu spielen. Nach seiner Maxime: „Ein Gedicht müsse etwas Rätselhaftes haben," ließ er auch seine Gedichte zuweilen rätselhaft und vermied selbst Freunden die Aufklärung zu geben, ohne welche das Gedicht nur halbverständlich und daher nur halbgenossen bleibt.

Goethes Gedichte bedürfen sonach vielfach eines Kommentars. Sie sind denn auch viel kommentirt worden. Aber während die bisherigen dankenswerten Erläuterungen in ernster, strenger Form von Goethe-Philologen der Goethe-Forschung dargebracht wurden, ist es Bedürfnis und Wunsch des großen gebildeten Publikums, im Anschluß an das Leben unseres Dichters die Entstehung seiner lyrischen Dichtungen und ihre Anlässe, sowie die in ihnen waltende Stimmung aus den bestimmten Vorgängen, Eindrücken und biographischen Thatsachen mit Sicherheit festgestellt und in allgemein

faßlicher Form dargelegt zu erhalten, um hierdurch die wahre und volle Erklärung und somit die lebhafte und poetische Auffassung zu gewinnen. Und seit jene bisherigen Kommentare erschienen sind, ist durch die hohe patriotische Liberalität einer deutschen Fürstin das Goethe-Archiv der Forschung geöffnet, und sind durch die Veröffentlichungen von Gedichten, Briefen und Tagebüchern in der großen Weimarischen Goethe-Ausgabe, wie durch die Publikationen im Goethe-Jahrbuch und in den Schriften der Goethe-Gesellschaft neue Quellen erschlossen und reiche Materialien geboten worden, die auf das Jugendleben unseres Dichters und die Entstehung mancher Dichtungen desselben neues Licht zu werfen geeignet sind.

Die Ergebnisse auch dieser Materialien für das Verständnis von Goethes Leben zu verwerten und aus diesem Dichterleben das Verständnis der Dichtungen zu vermitteln, erscheint mir eine der schönsten Aufgaben der Goethe-Forschung. Indem ich unter Mitbenützung mehrfacher eigener Materialien diesen Versuch mache und hierbei die Goethesche Gedicht-Handschrift von 1788 zu Grunde lege, wähle ich zwanzig Lieder aus den Jahren 1767 bis 1787 zur Besprechung und Erläuterung aus. Zum Teil die edelsten Perlen Goethescher Lyrik, großenteils längst die Lieblinge des deutschen Volkes, sind sie sämtlich und sie vor allen dazu geeignet, in chronologischer Reihenfolge das innere Werden, die Entwicklung und die Fortschritte wie des Dichters so auch seiner Dichtungen zu veranschaulichen.

Mögen diese Erläuterungen, gleich poetischen Bildern von Goethes Jugendzeit, dazu beitragen, das Verständnis, die Verehrung und Liebe unseres großen genialen Dichters in immer weiteren Kreisen zu verbreiten und zu fördern!

Weimar.

Robert Keil.

Inhalt.

Seite

I. Ueber Goethes Jugend-Gedichte 1

II. Goethe-Gedichte, nach der Handschrift des Dichters von 1788 17

Leipzig.

1. Genuß: Umsonst, daß du ein Herz zu lencken ꝛc. (1767) . 19

Straßburg und Sesenheim.

2. Willkomm und Abschied: Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde ꝛc. (1771) . . . .
3. Mailied: Wie herrlich leuchtet ꝛc. (1771) 50
4. Mit einem gemalten Band: Kleine Blumen, kleine Blätter ꝛc. (1771) 54

Frankfurt a. M.

5. Ganymed: Wie im Morgenglanze ꝛc. (1774) 64
6. Prometheus: Bedecke deinen Himmel, Zeus ꝛc. (1774) . 68
7. Neue Liebe, neues Leben: Herz mein Herz, was soll das geben ꝛc. (1775) 76
8. An Belinden: Warum ziehst du mich unwiderstehlich ꝛc. (1775) 80
9. Bundes Lied: In allen guten Stunden ꝛc. (1775) . . 87

Weimar.

Seite

10. Jägers Abendlied: Im Felde schleich ich ꝛc. (1775) . 95
11. An den Mond: Füllest wieder Busch und Thal ꝛc. (1778) 100
12. Der Fischer: Das Wasser rauscht ꝛc. (1778) 110

Schweiz.

13. Gesang der Geister über den Wassern: Des Menschen Seele ꝛc. (1779) 114

Weimar.

14. Grenzen der Menschheit: Wenn der uralte ꝛc. (1780) 119
15. Meine Göttin: Welcher Unsterblichen ꝛc. (1780) . . . 123
16. Das Göttliche: Edel sei der Mensch ꝛc. (1781) . . . 129
17. Erlkönig: Wer reitet so spät ꝛc. (1781) 136
18 Erwählter Fels: Hier gedachte still ꝛc. (1782) . . . 149
19. Der geweihte Platz: Wenn zu den Reihen der Nymphen ꝛc. (1782) 159

Italien.

20. Amor ein Landschaftsmaler: Saß ich früh auf einer Felsenspitze ꝛc. (1787) 167

I.

Ueber Goethes Jugend-Gedichte.

I.

Ueber Goethes Sonnett-Gedichte.

1.

Goethes Faust und Goethes lyrische Gedichte, — wo finden sich in der gesamten deutschen Literatur vorher und nachher und bis auf die Gegenwart dichterische Schöpfungen, die sich in Tiefe der Gedanken und Gefühle und in poetischer Kunstvollendung mit ihnen messen könnten? Wie der große deutsche Geschichtsschreiber Leopold von Ranke einst in traulicher Unterhaltung treffend äußerte, erscheint der erste Teil des Faust so wahr und groß, als hätte ihn die Natur selbst geschrieben, und ebenso weht aus Goethes lyrischen Dichtungen uns der frische Hauch geheimsten Naturlebens an. Hier ist kein ersonnener, kein mühsam erfundener Stoff verarbeitet, noch hat sich der Dichter zur Produktion künstlich aufgereizt. Goethe dichtete, weil er mußte, weil die Muse ihn antrieb. Es war eine unmittelbare Eingebung. Und nur was er selbst erlebt, angeschaut und empfunden hatte, wurde bei ihm zu einem Gedicht.

Sein ganzes Leben ist hiervon Zeuge, und zahlreiche eigene Aussprüche bestätigen es. Schon in einem Briefe an Auguste Gräfin zu Stolberg vom 10. März 1775 bemerkt er geradezu, daß „seine Arbeiten immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens seien." Sein Gedicht „An die Günstigen", das er im Jahre 1800 den Liedern vorangehen ließ, hat als zweite Strophe die Verse, die vorliegender Schrift zum Motto dienen:

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.

Im Jahre 1809 äußerte er in gemütlicher Tischrede: seine Poesieen seien gleichsam Häutungen vorübergehender und vorübergegangener Zustände, seine Sachen seien nur Fragmente aus ehemaligen Existenzen; und in Dichtung und Wahrheit bemerkt er ausdrücklich: seine Dichtungen, und alles, was von ihm bekannt geworden, „seien nur Bruchstücke einer großen Konfession." Dasselbe sagt auch sein sinniger Vorspruch zu den Liedern:

Spät erklingt, was früh erklang,
Glück und Unglück wird Gesang.

So waren seine Dichtungen in diesem Sinne Gelegenheitsgedichte, wie er denn auch in seiner Selbstbiographie das Gelegenheitsgedicht „die erste und ächteste aller Dichtarten" nennt und es bedauert, daß „die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Wertes desselben gelangen könne." Und nicht nur die Freuden und Leiden seines Herzens, auch die Ereignisse, soweit sie ihn berührten, fanden hier Ausdruck. „Soviel ist gewiß" — schreibt er am 22. Juni 1796 an Schiller —, „daß mir gegenwärtig die lange Gewohnheit, Kräfte, zufällige Ereignisse, Stimmungen, und wie sich uns angenehmes und unangenehmes aufdringen mag, im Augenblicke zu nutzen, sehr zu statten kommt."

Seine Erfahrungen und Empfindungen ließ er aber erst zu voller Reife gelangen, ehe er sie in Verse ergoß, und die von der Gelegenheit eingegebenen Gedichte veredelte er durch allmäliche Umgestaltung, indem er sie von dem Zufälligen loslöste und aus dem Individuellen in eine reinere Sphäre erhob oder, wie er sich selbst ausdrückt, das Speziale so ins Allgemeine

emporhob, daß die Leser „es wieder in ihre eigne Spezialität ohne weiteres aufnehmen können.“ Immer wahr, doch die Wirklichkeit und deren Geist in Harmonie von Natur und Gemüt verschönend, gleichen diese lyrischen Dichtungen mit ihrer tiefen Empfindung, ihrer Unmittelbarkeit und Natürlichkeit unserem alten Volksliede. Sie erklingen in einfacher, schlichter Sprache, und zugleich mit einem Rhythmus, einem Tonfall und Wohlklang, daß sie jedem gesund und menschlich Fühlenden zum Herzen sprechen müssen. Wie Beethoven treffend bemerkte, tragen Goethes Lieder ihre Melodie in sich, und Zelter hatte vollkommen recht, als er in einem Briefe an Goethe von 1810 bemerkte: „Es ist mir immer, wenn ich Ihre Verse vor Augen habe, als ob sich's von selber in melodische Formen schmiegte und nichts sagen, nur singen wollte.“ Und wer kennt nicht das glänzende Urteil, welches der Dichter, der nächst Goethe unser größter deutscher Lyriker geworden ist, über Goethes lyrische Dichtungen gefällt hat? „Diese Lieder“ — sagt Heinrich Heine — „umspielt ein unaussprechlicher Zauber; die harmonischen Verse umschlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt.“

2.

Gilt dies von Goethes Lyrik überhaupt, so gilt es namentlich und vor allem von seinen Dichtungen aus jener Lebensperiode, die er selbst in seinem Vorspiel zu Faust so meisterhaft und so tief ergreifend schildert:

> So gieb mir auch die Zeiten wieder,
> Da ich noch selbst im Werden war,
> Da sich ein Quell gedrängter Lieder
> Ununterbrochen neu gebar,
> Da Nebel mir die Welt verhüllten,
> Die Knospe Wunder noch versprach,

Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug!
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

In jener Zeit, da er selbst noch im Werden, spiegeln auch seine Gedichte alle die Leidenschaften, die innigen Neigungen und bittern Schmerzen wieder, die das Herz des genialen Jünglings bewegten; und wie er selbst war seine Dichtung im Werden und läßt uns von den ersten Frankfurter und Leipziger Gedichten bis zu dem in Italien entstandenen kunstvollendeten „Amor ein Landschaftsmaler" die reichste Entwicklung und Vervollkommnung staunend erkennen und teilnehmend verfolgen.

Während die lyrischen Dichtungen Goethes aus seiner Jugendzeit, soweit er sie nicht in unbarmherzigem Autodafé vernichtet hatte, an verschiedenen Orten, zum Beispiel im Leipziger Liederbuche (1770), im „Almanach der deutschen Musen" (1773), in der „Iris" (1775), in Wielands „teutschem Merkur" (1776) 2c., einzeln und zerstreut erschienen, viele aber noch ungedruckt waren, dachte er im Jahre 1786, als er eine Gesamt-Ausgabe seiner Werke vorbereitete, auch an Sammlung und Ordnung seiner Gedichte.

Im Sommer 1786 schloß er mit Georg Joachim Göschen in Leipzig den Verlagsvertrag ab. Den Schluß der auf acht Bände bemessenen Gesamt-Ausgabe der Werke, die im Jahre 1787 unter dem Titel „Goethes Schriften" zu erscheinen begann, sollten die Gedichte bilden. Unter „treulicher Hilfe" Herders waren die vier ersten Bände (die Zueignung, den Werther, den Götz, die Mitschuldigen, Iphigenie, Clavigo, die Geschwister, Stella, den Triumph der Empfindsamkeit und die Vögel enthaltend) bald in Ordnung. In Karlsbad verweilte

Goethe mit dem Kanzleisekretär Vogel, der für ihn das Abschreiben der Handschriften zum Druck besorgte, und dessen schöne Handschrift und zuverlässige Beihilfe er öfters mit rühmendem Danke erwähnt. Von dort aus schickte der Dichter am 2. September 1786 an Philipp Seidel Anweisungen für den Druck der vier von Vogel abzuliefernden Pakete, indem er ihn aufforderte, „sich in dieser ganzen Sache mit dem Herrn General-Superintendent Herder zu besprechen, der seine ganze Absicht kenne und wisse." Zugleich benachrichtigte er Göschen, daß „er noch eine kleine Reise vorhabe und nicht bestimmt wisse, wann er nach Hause zurückkomme," und daß der Kammercalculator Seidel als geschäftlicher Vertrauensmann anzusehen und bei fraglichen Punkten während der Drucklegung das Votum Herders einzuholen sei. Als die „kleine" Reise plante er die heiß ersehnte lange Reise nach Italien, „um sich von den physisch-moralischen Uebeln zu heilen, die ihn in Deutschland quälten und zuletzt unbrauchbar machten," und um dem Drange nach reinerer Kunstanschauung und Kunstvollendung zu genügen. Als er beim Herzog sich längern Urlaub erbat, machte er ihm, noch ohne die Sehnsucht nach dem südlichen Lande der Kunst zu verraten, die Mitteilung: „Die vier ersten Bände sind endlich in Ordnung; Herder hat mir unermüdlich treu beigestanden. Zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen und sehe jetzt erst, was zu thun ist, wenn es keine Sudelei werden soll. Dies alles und noch viele zusammentreffende Umstände bringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein, unter einem fremden Namen, und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste."

Mit dem geheimen Bedürfnis, dem leidenschaftlich erregten, ungesunden Verhältnis zu Frau von Stein zu entfliehen, in Sehnsucht nach den klassischen Stätten antiken Lebens und mit der Hoffnung, „auf dieser Reise sein Gemüt über die schönen Künste zu beruhigen, ihr heilig Bild recht in die Seele zu prägen

und zu stillem Genuß zu bewahren," trat er, als ein Unbekannter, als freier Künstler, seine unvollendeten Schriften im Dachsranzen, am 3. September 1786 von Karlsbad aus jene Reise an, die für seine ganze Entwicklung von so unendlichem Einflusse werden sollte.

Schon in den ersten Jahren der weimarischen Zeit hatte er eine Sammlung seiner lyrischen Dichtungen angelegt. Es ist ein dem Goethe-Archiv zu Weimar angehörendes, ganz von der Hand des Dichters geschriebenes Heft von 23 Quartblättern. Am 21. September 1781 sandte er es an Karoline Herder mit den Worten: „Herder hat von meinen Gedichten verlangt. Hier ist alles, was ich einmal zusammengeschrieben; es fehlen einige, die folgen sollen. Laßt sie niemand sehen." Von 36 in dieser Sammlung enthaltenen Gedichten nahm Herder Abschrift. In Italien war Goethe bemüht, jene ältere Sammlung zu vervollständigen, das einzelne künstlerisch zu veredeln und dem Ganzen eine angemessene Ordnung zu geben. Die vier ersten Bände seiner Werke empfing er in Rom und schrieb darüber am 22. September 1787: „Es ist mir wirklich sonderbar zu Mute, daß diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben." Mit Eifer gab er sich dieser Aufgabe hin. Bis Anfang Februar 1788 hatte er seine kleinen Gedichte durchgesehen und an den achten Band gedacht, den er vielleicht vor dem siebenten herausgebe. „Es ist" — bemerkte er — „ein wunderlich Ding so ein Summa Summarum seines Lebens zu ziehen. Wie wenig Spur bleibt doch von einer Existenz zurück!" Tausend Erinnerungen seines bewegten Lebens, die in diesen Dichtungen verkörpert waren, mochten auf ihn eindringen. Dem Verleger Göschen konnte er mitteilen, die vermischten Gedichte zum letzten Bande seien schon gesammelt und meist zusammen-

geschrieben, doch wolle auch dieser Band wohl ausgedacht und ausgeziert sein. Ebenso teilte er dem Freunde Herder am 22. Februar 1788 mit: er habe seine kleinen Gedichte in eine gewisse Ordnung zu bringen gesucht, in welcher sie sich wunderlich ausnähmen, — die auf Hans Sachs und Miedings Tod sollten den achten Band und so seine Schriften für diesmal schließen und könnten, wenn man ihn indessen bei der Pyramide des Cestius zur Ruhe brächte, statt Personalien und Parentation gelten. An denselben Freund schrieb er am 1. März 1787: er habe den Mut gehabt, seine drei letzten Bände auf einmal zu überdenken, er habe zur Stellung der verschiedenen kleinen Gedichte sich Herders Sammlungen der zerstreuten Blätter zum Muster dienen lassen und hoffe zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen. Unter Ausscheidung der persönlichen Beziehungen suchte er einzelnen Gedichten allgemeines Verständnis und höhere Bedeutung zu geben.

Von Italien, wo er (um mit seinen eigenen Worten zu reden) „sich selbst zuerst gefunden, zuerst übereinstimmend mit sich selbst, glücklich und vernünftig geworden," kehrte Goethe mit geläuterter Kunstanschauung am 18. Juni 1788 nach Weimar zurück. Die Gesamt-Ausgabe seiner Werke war bis zum siebenten Bande fortgeschritten. Der fünfte, sechste und siebente Band enthielten Egmont, Claudine, Erwin und Elmire, Tasso, Lila, das Fragment Faust, Jery und Bätely, und Scherz, List und Rache. Zum achten Band wurden von Goethe die ausgewählten kleinern Gedichte in neue geordnete Sammlung gebracht und hiebei manche wesentlich umgestaltet und vervollkommt. Auch Herder war bemüht, die Gedicht-Reinschriften (wenn auch zumeist nur in Interpunktion und Orthographie) zu korrigiren und für den Druck vorzubereiten.

3.

So entstanden im Jahre 1788 zwei Handschrift-Hefte Goethes, beide in Quartformat, mit der zierlichen Aufschrift:

Vermischte Gedichte

und den Abteilungen: „Erste Sammlung“ und „Zweyte Sammlung“.

Das eine Heft, die erste Sammlung umfassend, enthält folgende Gedichte:

1. Der neue Amadis. (Als ich noch ein Knabe war ꝛc.)
2. Die Rettung. (Mein Mädchen ward mir ungetreu ꝛc.)
3. Blinde Kuh. (O liebliche Therese ꝛc.)
4. Wechsel Lied zum Tanze. (Komm mit, o Schöne ꝛc.)
5. Der Abschied. (Laß mein Aug' den Abschied sagen ꝛc.)
6. Taumel. (Hab oft einen dummen düstern Sinn ꝛc.)
7. Die schöne Nacht. (Nun verlaß ich diese Hütte ꝛc.)
8. Willkomm und Abschied. (Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde ꝛc.)
9. An die Entfernte. (So hab ich würklich dich verlohren ꝛc.)
10. Die Freuden. (Es flattert um die Quelle ꝛc.)
11. Wechsel. (Auf Kieseln im Bache ꝛc.)
12. Beherzigung. (Ach was soll der Mensch verlangen ꝛc.)
13. Erinnerung. (Willst du immer weiter schweifen ꝛc.)
14. Neue Liebe neues Leben. (Herz, mein Herz, was soll das geben ꝛc.)
15. An Belinden. (Warum ziehst du mich unwiderstehlich ꝛc.)
16. Maylied. (Wie herrlich leuchtet ꝛc.)
17. Mit einem gemahlten Band. (Kleine Blumen kleine Blätter ꝛc.)
18. Mit einem goldnen Halskettchen. (Dir darf dieß Blatt ein Kettchen bringen ꝛc.)
19. An Lottchen. (Mitten im Getümmel mancher Freuden ꝛc.)
20. Bundes Lied. (In allen guten Stunden ꝛc.)
21. Lilis Park. (Ist doch keine Menagerie ꝛc.)
22. Auf dem See. (Und frische Nahrung ꝛc.)
23. Vom Berge. (Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte ꝛc.)

24. Herbstgefühl. (Fetter grüne, du Laub ꝛc.)
25. Rastlose Liebe. (Dem Schnee, dem Regen ꝛc.)
26. Geistes Gruß. (Hoch auf dem alten Thurme steht ꝛc.)
27. An ein goldnes Herz, das er am Halse trug. (Angedencken du verklungner Freude ꝛc.)
28. Wonne der Wehmuth. (Trocknet nicht, trocknet nicht ꝛc.)
29. Wandrers Nachtlied. (Der du von dem Himmel bist ꝛc.)
30. Jägers Abendlied. (Im Felde schleich ich still und wild ꝛc.)
31. An den Mond. (Füllest wieder Busch und Thal ꝛc.)
32. Der Fischer. (Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll ꝛc.)
33. Erlkönig. (Wer reitet so spät durch Nacht und Wind ꝛc.)
34. Einschränkung. (Ich weiß nicht was mir hier gefällt ꝛc.)
35. Hoffnung. (Schaff' das Tagwerck meiner Hände ꝛc.)
36. Sorge. (Kehre nicht in diesem Kreise ꝛc.)
37. Muth. (Sorgloß über die Fläche weg ꝛc.)
38. Liebebedürfniß. (Wer vernimmt mich? ach wem soll ich's klagen ꝛc.)
39. Amor ein Mahler. (Saß ich früh auf einer Felsenspitze ꝛc.)
40. Anliegen. (O schönes Mädchen du ꝛc.)
41. An seine Spröde. (Siehst du die Pomeranze ꝛc.)
42. Der Becher. (Einen wohlgeschnitzten vollen Becher ꝛc.)
43. Nachtgedancken. (Euch bedaur' ich, unglückseelge Sterne ꝛc.)
44. Ferne. (Königen sagt man gab die Natur vor andern Gebohrnen ꝛc.)
45. An Lida. (Den einzigen, Lida, welchen du lieben kannst ꝛc.)
46. Nähe. (Wie du mir oft, geliebtes Kind ꝛc.)
47. Genuß. (Umsonst daß du, ein Herz zu lencken ꝛc.)

Das andere Heft, die zweite Sammlung umfassend, enthält folgende Gedichte:

48. Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga aus dem Morlackischen. (Was ist weißes dort am grünen Walde ꝛc.)
49. Mahomets Gesang. (Seht den Felsenquell ꝛc.)
50. Gesang der Geister über den Wassern. (Des Menschen Seele ꝛc.)
51. Meine Göttin. (Welcher Unsterblichen ꝛc.)
52. Harzreise im Winter. (Dem Geyer gleich ꝛc.)
53. An Schwager Kronos. (Spude dich, Kronos ꝛc.)

54. Seefahrt. (Lange Tag und Nächte stand mein Schiff befrachtet 2c.)
55. Adler und Taube. (Ein Adlersjüngling hob die Flügel 2c.)
56. Prometheus. (Bedecke deinen Himmel, Zews 2c.)
57. Ganymed. (Wie im Morgenglanze 2c.)
58. Gränzen der Menschheit. (Wenn der uralte 2c.)
59. Das Göttliche. (Edel sey der Mensch 2c.)
60. Herzog Leopold von Braunschweig. (Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses 2c.)
61. Dem Ackersmann. (Eine flache Furche bedeckt den goldenen Saamen 2c.)
62. Anakreons Grab. (Wo die Rose hier blüht, wo Reben um Lorber sich schlingen 2c.)
63. Die Geschwister. (Schlummer und Schlaf, zwey himmlische Brüder die Göttern nur dienten 2c.)
64. Zeitmaaß. (Eine Sanduhr in jeglicher Hand erblick ich den Amor 2c.)
65. Warnung. (Wecke nicht den Amor, es schläft der liebliche Knabe 2c.)
66. Einsamkeit. (Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen 2c.)
67. Erkanntes Glück. (Was die gute Natur weislich nur vielen vertheilet 2c.)
68. Erwählter Fels. (Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten 2c.)
69. Ländliches Glück. (Seyd, o Geister des Hayns, seyd, o ihr Nymphen des Flusses 2c.)
70. Philomele. (Dich hat Amor gewiß, o Sängerinn, fütternd erzogen 2c.)
71. Der geweihte Platz. (Wenn zu den Reihen der Nymphen die eine Mondnacht versammelt 2c.)
72. Der Parck. (Welch ein himmlischer Garten entspringt aus Oed und aus Wüste 2c.)
73. Die Lehrer. (Als Diogenes still in seiner Tonne sich sonnte 2c.)
74. Versuchung. (Eine schädliche Frucht reicht unsre Mutter dem Gatten 2c.)
75. Ungleiche Heyrath. (Selbst das himmlischte Paar 2c.)
76. Heilige Familie. (O des süßen Kindes 2c.)
77. Entschuldigung. (Du verklagest das Weib 2c.)

78. An die Cikade nach dem Anakreon. (Selig bist du, liebe Kleine ꝛc.)
79. Die Necktartropfen. (Als Minerva jenen Liebling ꝛc.)
80. Der Wandrer. (Gott segne dich, junge Frau ꝛc.)
81. Künstlers Morgenlied. (Der Tempel ist euch aufgebaut ꝛc.)
82. Amor ein Landschaftsmahler. (Saß ich früh auf einer Felsenspitze ꝛc.)
83. Künstlers Abendlied. (Ach daß die innre Schöpfungskraft ꝛc.)
84. Kenner und Künstler. (Gut! brav mein Herr ꝛc.)
85. Kenner und Enthusiast. (Ich führt einen Freund zum Maidel jung ꝛc.)
86. Monolog des Liebhabers. (Was nutzt die glühende Natur ꝛc.)
87. Guter Rath. (Geschieht wohl, daß man einen Tag ꝛc.)
88. Erklärung eines alten Holzschnittes vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung. (In seiner Werckstatt Sonntags früh ꝛc.)
89. Auf Miedings Tod. (Welch ein Getümmel füllt Thaliens Haus ꝛc.)

Von diesen 89 Gedichten sind nur drei: „Der Klaggesang" (Nr. 48), „Amor ein Landschaftsmahler" (Nr. 82) und das letzte Gedicht: „Auf Miedings Tod" (Nr. 89) von fremder Hand, von der des Kanzleisekretärs Vogel, geschrieben; und auch bei diesen drei Gedichten findet man Zusätze oder Aenderungen von Goethes Hand, so zum Beispiel bei dem „Klaggesang" den Zusatz: „aus dem Morlackischen" und Korrekturen, bei der Ueberschrift des zweiten Gedichtes die Umänderung von „Amor ein Mahler" (wie das Gedicht von Goethe selbst auch im ersten Hefte Nr. 39 überschrieben ist) in „Amor ein Landschaftsmahler". Dem Gedichte „Auf Miedings Tod" sind kurze erläuternde Anmerkungen beigefügt, welche dann wieder durchstrichen sind. Die sämtlichen übrigen sechsundachtzig Gedichte sind von Goethe eigenhändig geschrieben. Dem Freunde Knebel teilte er in Bezug auf die vollendete Arbeit mit: „Ein Summasummarum so mancher Empfindungen eines ganzen Lebens ist ein wunderlich Ding, und es konnte noch viel bunter aussehen, ich mußte zu viel weglassen."

Ehe er aber von diesen beiden Heften — vermutlich auch durch Vogel — eine Abschrift zum Druck des achten Bandes

der Gesamt-Ausgabe fertigen ließ, unterzog er unter Beirat seines Freundes Wieland, der die Revision des achten Bandes übernommen hatte, die von ihm in den beiden Heften zusammengestellten „vermischten Gedichte“ noch einer genauen Durchsicht. Es fand sich hierbei, daß das Gedicht „Amor ein Maler“ sowohl in dem ersten als auch in dem zweiten Hefte enthalten war. Die zweite Fassung mit der geänderten Ueberschrift wurde zum Druck bestimmt. Goethe suchte ferner viele andere Gedichte durch sorgliches Feilen noch zu vervollkommnen. Dergleichen Aenderungen von des Dichters eigner Hand sind namentlich in den Gedichten: „Blinde Kuh“ (Nr. 3), „Der Abschied“ (Nr. 5), „Beherzigung“ (Nr. 12), „An Lottchen“ (Nr. 19), „An Schwager Kronos“ (Nr. 53), „Zeitmaaß“ (Nr. 64), „Geweihter Platz“ (Nr. 71) und „Der Wanderer“ (Nr. 80), teils mit Tinte, teils mit Rot- oder Bleistift bewirkt, zu bemerken und gewähren als die eigenen Abänderungen dichterischer Schöpfungen einen Einblick in das geheimste Denken und Schaffen des Dichters.

Aber Goethe ging noch weiter: er ließ von den 88 Gedichten drei überhaupt nicht mit zum Druck zu, er schied sie aus. Es ist für seine damalige Kunst-Anschauung bezeichnend, welche Gedichte dies Schicksal traf. Zunächst war es das Gedicht „Die Rettung“ (Nr. 2): Mein Mädchen ward mir ungetreu ꝛc. In der Iris, Mai 1775, war dies Gedicht zuerst im Druck erschienen, mit der Unterschrift P., und eröffnete jetzt als zweites Gedicht die handschriftliche Sammlung. Nach Form und Inhalt mochte es aber dem Dichter nicht ganz genügen, und auch Herders Gattin, der er die erste Abteilung der Gedichte mitgeteilt, empfahl die Hinweglassung. So unterblieb hier die Aufnahme zum Druck. 1815 wurde aber von Goethe dies Gedicht seinen Werken einverleibt. — Sodann das Gedicht „Taumel“ (Nr. 6): Hab oft einen dummen düstern Sinn ꝛc. In der ursprünglichen Handschrift vom Jahre 1774 war es „Auf Christianen R.“ überschrieben, und ohne Ueberschrift war es im April 1776 in Wielands Merkur zuerst gedruckt erschienen.

Mit der neuen Ueberschrift „Taumel" hatte Goethe dieses von frischer Liebeslust und Sinnlichkeit erfüllte Gedicht zur Aufnahme in die Gesamt-Ausgabe seiner Schriften bestimmt und bei der nochmaligen Durchsicht nur die erste Hälfte der zweiten Strophe als einer Umgestaltung bedürftig in der Handschrift mit Bleistift eingeklammert. In meinem Buche „Vor hundert Jahren", I. Band Goethes Tagebuch aus den Jahren 1776 bis 1782 S. 72 flg. habe ich das Gedicht genau nach der Handschrift von 1788 mitgeteilt. Auf den Wunsch von Herders Gattin, die an dem sinnlich-leidenschaftlichen Tone dieser Verse Anstoß nehmen mochte, ward aber auch dieses Gedicht in die gedruckte Sammlung nicht aufgenommen. Erst 1815 erschien dasselbe mit der Ueberschrift „Christel" in Goethes Werken. — Das dritte ausgeschiedene Gedicht ist „Genuß" (Nr. 47): Umsonst daß du, ein Herz zu lenken rc. Die Schicksale dieser Leipziger Dichtung sind bei der Besprechung und Erläuterung des Gedichtes dargelegt.

An die Stelle der „Rettung" setzte Goethe im Druck der „Vermischten Gedichte" das „Heidenröslein": Sah ein Knab' ein Röslein stehn rc.; — er schaltete nach dem Gedichte „Blinde Kuh" (Nr. 3 der Handschrift) das Gedicht ein: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg"; — er setzte an die Stelle des „Taumels" den „Ersten Verlust": Ach! wer bringt die schönen Tage rc.; — er schaltete ferner nach dem Gedichte: „Anliegen" (Nr. 40 der Handschrift) das Gedicht „Morgenklagen": O du loses, leidigliebes Mädchen rc. ein, — und gab an Stelle des „Genusses" die Distychen „Süße Sorgen": Weichet Sorgen von mir rc. Die drei ausgeschiedenen Gedichte wurden sonach durch fünf andere ersetzt.

Im übrigen behielt Goethe die Ordnung und Reihenfolge seiner beiden Gedicht-Hefte bei. Mit dem gemeinsamen Titel „Vermischte Gedichte", und der Einteilung in „Erste Sammlung" und „Zweyte Sammlung" bildeten so die Gedichte einen Teil des im Jahre 1789 bei Göschen erschienenen achten Bandes

von „Goethes Schriften“. Diese Ausgabe und Goethes „neue Schriften“ von 1800 sind die Grundlage der ersten Gesamt-Ausgabe der Gedichte in Goethes Werken von 1806—1810. Zu dem Alten kam viel Neues, wie Goethe selbst in der Widmung eines Exemplars seiner Werke in der Ausgabe von 1827 an einen weimarischen Freund unter dem 1. Dezember 1828 sinnig sagt:

Find', in dieser Büchlein Reihe,
Manches Alte, manches Neue!
Sie, zu ihnen wiederkehrend,
Stets erfreuend, oft belehrend.

Die beiden Gedicht-Hefte von 1788 aber gehören jetzt mit zahlreichen andern Handschriften Goethescher Gedichte, als Eigentum der Großherzogin von Sachsen, dem Goethe-Archiv zu Weimar an. Die lyrischen Dichtungen von der Leipziger Universitäts-Zeit an bis zu Goethes Rückkehr aus Italien, also bis zum Eintritt des Dichters in das Mannesalter enthaltend, bilden sie ganz eigentlich die Gesamtheit der Goetheschen Jugendgedichte.

II.

Goethe-Gedichte,

nach der Handschrift des Dichters von 1788.

1.

Genuß.

Umsonst daß du, ein Herz zu lencken,
Des Mädchens Schoos mit Golde füllst,
O Freund, laß dir die Wollust schencken
Wenn du sie wahr empfinden willst.
Bezahl' den Beyfall ganzer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbst du dir:
Doch willst du eine Tugend kaufen,
So geh und gieb dein Herz dafür.

Ist's eine Lust, in feilen Armen,
In die du dich betruncken warfst,
An einem Herzen zu erwarmen
Dem du dich nicht vertrauen darfst?
Ergötzen dich erlogne Triebe,
Ein falsch gefaltetes Gesicht?
Unglücklicher, du fühlst nicht Liebe,
Sogar die Wollust fühlst du nicht.

Sey frey gesinnt, allein verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Thiere,
Der Mensch allein verfeinert sie.

Laß dich die Worte nicht verdrießen,
Sie hindern dich nicht am Genuß:
Sie lehren dich wie man genießen
Und sich des Lebens freuen muß.

Soll dich kein heilig Band umgeben,
So schräncke dein Gefühl dich ein;
Man kann in wahrer Freyheit leben
Und doch nicht ungebunden seyn.
Laß nur für Eine dich entzünden,
Und ist dein Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit dich binden
Wenn dich die Pflicht nicht binden soll.

Empfinde, Jüngling, dann erwähle
Das Mädchen dir, sie wähle dich.
Von Körper schön und schön von Seele
Und dann bist du beglückt wie ich.
Ich der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.

O wie besorgt mich zu beglücken,
Für mich nur schön zu seyn bemüht,
Wollüstig nur mich zu entzücken,
Und sittsam wenn die Welt sie sieht.
Daß unsrem Band die Zeit nicht schade
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer danckbar seyn.

Ich bin genügsam und genieße
Was sie mir freundlich zugedacht,
Wenn sie bey Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemmel ihrer Füße macht;

Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie tranck, mir reicht,
Und mir bey halbgeraubten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Und wenn sie in vertrauter Stunde
So klug von tausend Sachen spricht,
Wünsch ich nur Worte von dem Munde
Und denck an andre Freuden nicht.
Welch ein Verstand der sie beselet,
Mit immer neuem Reitz umgiebt!
Sie ist vollkommen und sie fehlet
Darin allein, daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Freude mich an ihre Brust.
So lern ich ohne Schmerz genießen
Verbittre mir nicht Lieb und Lust;
Die bösen Launen sind vertrieben,
Ich bin von Qual und Irrthum frey,
Mir ist kein andrer Wunsch geblieben
Als daß mein Glück beständig sey!

Im Oktober 1765 bezog Goethe, wenige Monate über sechzehn Jahre alt, die Universität Leipzig. In „Dichtung und Wahrheit" hat er sein dortiges akademisches Leben anschaulich geschildert. Ist auch diese Schilderung, welche der greise Geheimerath Goethe von dem jugendlichen Leben und Treiben des Studiosus Goethe gegeben, stellenweise von blassen Farben und nicht frei von Lücken, so hat sie doch durch vielfache Briefe, die seitdem zu Tage getreten sind, und namentlich durch die neuerlichen dankenswerten Veröffentlichungen aus dem Goethe-Archiv nicht nur ihre volle Bestätigung, sondern auch so farbensatte, frische Belebung und Vervollständigung erfahren, daß jetzt dieser ganze, für die Entwicklung unseres Dichters hochwichtige Lebens-Abschnitt in durchsichtiger Klarheit vor uns liegt.

Will man über dieses Jugendleben ein richtiges und gerechtes Urteil erlangen, so darf man die Eigentümlichkeit nicht unbeachtet lassen, durch welche sich das Universitätsleben Leipzigs von demjenigen vieler andern deutschen Hochschulen von jeher, und besonders auch in jener Zeit wesentlich unterschieden hat: die Hinneigung der akademischen Jugend zum schönen Geschlechte. Alte Studentenstammblätter gerade aus den Jahren 1762 und 1763 haben den bezeichnenden Spruch:

In Leipzig sucht der Bursch beim Mädchen sein Vergnügen,
In Halle muckert er und seufzet Ach und Weh,
In Jena will er oft vor blanker Klinge liegen,
Der Wittenberger trinkt à bonne amitié, —

oder bei ähnlicher Vergleichung der deutschen Universitäten die kurze Kennzeichnung Leipzigs:

In Leipzig ist man Tag und Nacht
Auf Mädchens Putz und Pracht bedacht.

Damit stimmt die Aeußerung von Goethes Freund Horn in einem Briefe aus Leipzig von 1766 an Moors überein: „wenn mich nur der Himmel, so lange ich hier bin, vor einem Mädchen bewahrt, denn das hiesige Weibervolk ist ganz des Teufels!“

In diese Sphäre akademischer Galanterie und jugendlichen Leichtsinns trat der sechzehnjährige, noch unerfahrene, aber selbstbewußte, geniale Frankfurter Patriziersohn ein. Etwas wild, ja fast roh, und nach seiner Umwandlung stutzerhaft und phantastisch, war der leichtlebige, von wechselnden Neigungen und Leidenschaften bewegte, frühreife und vorwitzige Knabe für diese Einflüsse empfänglich. Zugleich erfüllte ihn aber ein Drang nach Selbständigkeit, ein Selbstgefühl und Stolz, daß die Worte seiner späteren „Grabschrift“:

„als Jüngling anmaßlich und stutzig“

auf jene Periode seines eignen Jugendlebens die beste Anwendung finden. Es war das Dichterbewußtsein, wie es an mehreren Stellen seiner Briefe an die Schwester Cornelie und an Freund

Behrisch sich ausspricht. Seine bisherigen poetischen Leistungen konnten ihm nicht mehr genügen, ja sie erschienen ihm so nichtig, daß er an seinem Beruf für die Dichtkunst überhaupt zweifelte und diese Zweifel in einem Briefe vom 28. April 1766 seinem Freunde Riese mitteilte, aber selbst diese Mitteilung wurde zu einer Dichtung:

„Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Bußen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten,
Und nicht der Mußen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach, du weißt mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muße liebte mich, und gäb mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leyer zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um empor zu rudern.
Und auch vielleicht, mir von der Götter Hand,
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt ich, ich hab sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah, und erst vernahm,
Wieviel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war, als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht,
Zur Sonn sich schwingen, und wie der hinauf
Sich sehnt.“

Eine Menge poetischer Versuche und Entwürfe hatte er aus Frankfurt mit nach Leipzig gebracht. Sie alle erschienen ihm jetzt nichtig, er zerstörte sie durch ein Autodafé auf dem Küchenherde und nannte es nachher in einem Briefe an die Schwester „einen von den klügsten Streichen, die er gemacht, soviel als möglich von seinen Dingen, die ihn jetzt prostituiren würden, aus Frankfurt mitzunehmen.“ Sie mußten „ihre Jugendsünden durch's Feuer büßen“. Aber er dichtete neue Lieder und in Freude, daß mitgeteilte neuere Gedichte in Frankfurt gefallen hatten, legte er der vertrauten Schwester in einem Briefe vom 11. Mai 1767 die bescheidene und doch sein Dichterbewußtsein bekundende Beichte ab: „Da ich ganz ohne Stolz bin, kann ich meiner innerlichen Ueberzeugung glauben, die mir sagt, daß ich einige Eigenschaften besitze, die zu einem Poeten erfordert werden, und daß ich durch Fleiß einmal einer werden könnte. Ich habe von meinem zehenten Jahre angefangen Verse zu schreiben, und habe geglaubt sie seyen gut, jetzo in meinem 17ten sehe ich daß sie schlecht sind, aber ich bin doch 7 Jahre älter, und mache sie um 7 Jahre besser. Hätte mir einer anno 62 von meinem Joseph gesagt, was ich jetzt selbst davon sage, ich würde so niedergeschlagen worden seyn, daß ich nie eine Feder angerührt hätte. Vorm Jahre als ich die scharfe Kritick von Clodiusen über mein Hochzeitsgedichte laß, entfiel mir aller Muht und ich brauchte ein halbes Jahr Zeit biß ich mich wieder erholen und auf Befehl meiner Mädgen einige Lieder verfertigen konnte. Seit dem November habe ich höchstens 15 Gedichte gemacht, die alle nicht sonderlich groß und wichtig sind, und von denen ich nicht eins Gellerten zeigen darf, denn ich kenne seine jetzige Sentiments über die Poesie. Man lasse doch mich gehen, habe ich Genie, so werde ich Poete werden, und wenn mich kein Mensch verbessert; habe ich keins, so helfen alle Criticken nichts.“

Er hatte, wie er selbst bemerkt, das Bedeutende des Stoffes und das Concise der Behandlung mehr und mehr schätzen gelernt und sah sich bei der Beschränktheit seines damaligen Zustandes

genötigt, alles in sich selbst zu suchen und, um zu seinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion zu gewinnen, in seinen Busen zu greifen. Damit schlug er, die frühere weitschweifige Dichtungsweise verlassend, die Richtung ein, der er seitdem stets treu geblieben ist, und die ihn durch ihre Unmittelbarkeit, Wahrheit und Innigkeit zu dem großen Lyriker gemacht hat: „Dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen.“ Nur was er selbst erlebt hatte, nur was er selbst empfand, suchte er dichterisch zu gestalten. So begannen seine Lieder bereits damals Gelegenheitsgedichte in höherem Sinne zu werden und sich durch leichte, einfache Form auszuzeichnen. Aber zum vollen Durchbruche vermochte diese, den echten Dichter bekundende neue Richtung noch nicht zu gelangen, da einesteils die Anschauung und Empfindung des Jünglings selbst noch nicht zur vollen Klarheit und Reife gediehen war, und da anderenteils sich in sein damaliges Schaffen und Dichten noch das eigentümliche Element mischte, das er selbst später mit den treffenden Worten bezeichnet hat: „Die Angelegenheiten des Herzens waren mir immer als die wichtigsten erschienen; ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über alles das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Rätsel des Menschenlebens betrachtet werden kann.“ Es war das didaktische Element, das besonders in den Briefen an seine Schwester hervortritt und ihn, wie er scherzend sagt, zu einem „Mädchenschullehrer“ hatte werden lassen. So kam es, daß manche seiner damaligen Gedichte, auf Betrachtungen über das menschliche Herz und Gemüt beruhend, einen eigentümlichen lehrhaften Ton anschlugen. Dies gilt vor allem von der bedeutendsten seiner damaligen lyrischen Dichtungen, dem vorliegenden Gedichte.

Von Johann Georg Schlosser, seinem nachherigen Schwager, wurde Goethe im Jahre 1766 in dem kleinen Gasthause des

Weinhändlers Schönkopf im Brühl, der eine Frankfurterin zur Frau hatte, eingeführt; er blieb auch nach Schlossers Abreise Genosse der dortigen Tischgesellschaft, er wurde Freund der Familie und bald so vertraut, daß er sich gleichsam als Teil derselben fühlte. Die muntere, hübsche Tochter des Hauses, Anna Katharina oder Käthchen war der Magnet, der ihn fesselte. Ihr anmutiges Bild ist noch erhalten und stimmt mit der Schilderung überein, welche Horn in einem Briefe an Moors aus dem Oktober 1766 von ihr gegeben hat. Er beschreibt sie als wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, mit rundem, freundlichem, wenn auch nicht außerordentlich schönem Gesicht, mit offener, sanfter, einnehmender Miene, und vieler Freimütigkeit ohne Koketterie, „— ein Mädchen, (setzt er hinzu) das Du selbst lieben würdest, wenn Du es sähest. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie." Am 22. August 1746 geboren, war Käthchen drei Jahre älter als Goethe, aber bekanntlich ist gerade die Liebe zu ältern Mädchen eine im Jünglingsalter häufig vorkommende Erscheinung, und Goethe selbst gesteht in seiner „Zueignung" zum Leipziger Liederbuche von sich:

Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel.

Mit seiner frischen, natürlichen Anmut, mit seinem muntern Geist und einfachen, warmen Gemüte, die aus den braunen Augen leuchteten, bezauberte das hübsche, herzige Kind den leicht empfänglichen, leidenschaftlichen Jüngling. „Es sind," schreibt er am 26. April 1768 an Freund Behrisch über sein Verhältnis zu Annetten oder Aennchen (wie er die Geliebte zu nennen pflegte), „es sind heute zwei Jahre, daß ich ihr zum erstenmal sagte, daß ich sie liebte." Und mit der ganzen ihr eigenen Herzlichkeit erwiederte sie die Liebe des genialen Jünglings.

Seinen Verkehr mit der Familie hat er in einem späteren Briefe an den Vater Christian Gottlob Schönkopf anschaulich geschildert: „Ihr Diener Hr. Schönkopf, wie befinden Sie sich



Käthchen Schönkopf.

Madame, Guten Abend Mamsell, Petergen guten Abend. NB. Sie müssen sich vorstellen, daß ich zur kleinen Stubentühre hineinkomme. Sie Hr. Schönkopf sitzen auf dem Canapee am warmen Ofen, Madame in Ihrem Eckgen hinterm Schreibetisch, Peter liegt unterm Ofen, und wenn Käthgen auf meinem Platze am Fenster sitzt, so mag sie nur aufstehen und dem Fremden Platz machen. Nun fange ich an zu discouriren." So verkehrte er täglich in der Familie, täglich mehrere Stunden mit ihr, der Geliebten. Sie kosten unschuldig traulich, aber unterhielten sich auch über Poesie, für welche das muntere, geistig geweckte und gemütvolle Käthchen lebhaftes Interesse bezeigte. Sie kredenzte ihm den Wein. Abends begleitete er mit Flötenspiel den Bruder Peter zum Klavier. Es wurde auch Theater gespielt und, wie später auf dem fürstlichen Liebhabertheater in Weimar Goethe und Corona Schröter, hatten in Leipzig Goethe und Käthchen selbstverständlich die Rollen der Liebenden. Er war glücklich, und wie er sich dieses Glückes bewußt war, hat er in einem Briefe an seinen Freund Moors vom 1. Oktober 1766 mit den Worten ausgesprochen: „Ich liebe ein Mädgen, ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allererstenmale das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht denen elenden kleinen Trakasserien des Liebhabers zu danken, nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden uns zu trennen. Solltest du nur dieses fürtreffliche Mädchen kennen, bester Moors, du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja Sie ist des großen Glückes werth, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können etwas dazu beizutragen." Mit knabenhafter, phantastischer Liebe gab er sich ihr

hin, und konnte doch gleichzeitig seine Liebe eine Thorheit nennen und sich die Möglichkeit einer Trennung denken. So hatte sein Freund Horn das innerste Wesen Goethes klar erkannt, als er um dieselbe Zeit an Moors über ihn schrieb: „Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Parthey nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn du weißt was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedauere ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wiederliebt, wie elend muß er erst da sein!"

Der Einfluß, welchen der Verkehr mit dem treuherzigen Mädchen auf Goethes Lebensanschauung, Lebensweise und Stimmung, namentlich aber auch auf seine Dichtungen übte, ist unverkennbar. Annette (Käthchen) wurde seine Muse. Das bedeutendste und umfangreichste seiner Leipziger Gedichte aber, das unter diesem Einfluß entstand, ist das vorliegende: „Genuß" oder „Der wahre Genuß". Es gehört der Zeit des Liebesverhältnisses zu Käthchen Schönkopf an und schildert sie selbst, ihre Reize, ihren Verstand, ihre „Vollkommenheit" und seinen Liebesverkehr mit ihr mit lebhaften Farben. Wir sehen sie den Apfel, den sie angebissen, das Glas, woraus sie trank, dem Geliebten reichen und zärtlich lachend beim Tisch „des Liebsten Füße zum Schemel ihrer Füße machen". Dies letztere Bild kehrt in Goethes Briefen und Werken mehrmals wieder. In einem Briefe aus Saarbrück vom 27. Juni 1771 erwähnt er, er kenne einen guten Freund, dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen; und in Wilh. Meisters Lehrjahren erzählt er von Marianne, daß sie zärtlich ihren Fuß auf den Fuß des Geliebten gesetzt, ihm scheinbare Zeichen ihrer Aufmerksamkeit und ihres Beifalls gegeben und aus seinem Glase getrunken habe. Diesen harmlosen

Liebesverkehr setzt Goethe in seinem Gedicht der gemeinen sinnlichen Wollust entgegen, indem er in dem eigentümlich lehrhaften Ton, der bereits oben erwähnt worden, von letzterer abmahnt. Den Anlaß hierzu und ebenso die Ueberschrift des Gedichtes entnahm Goethe der Mitteilung seines Freundes Behrisch, daß sich im Park zu Wörlitz eine Pappelinsel befand, Rousseau geweiht, der den Wollüstling zum wahren Genuß zurückwies. So entstand diese teils didaktische, teils Liebesdichtung, die uns besser als jedes andere lyrische Gedicht jener Periode das damalige Denken und Fühlen des jugendlichen Goethe veranschaulicht.

Wahrscheinlich wurde von ihm dies Gedicht im Herbst 1767 geschaffen. Mit Brief vom 4. Dezember 1767 sandte er es dem Freunde Behrisch als sein „letztes" Gedicht. Er bemerkte dazu, er halte es für gut, und es solle in den zweiten Theil seiner Werke kommen. Damals hatte dasselbe eine von der späteren Umarbeitung wesentlich abweichende Fassung.*) Mit einigen Aenderungen, die ihm der Dichter darauf gegeben, lautete es bei der ersten Veröffentlichung im Leipziger Liederbuch:

Der wahre Genuß.

Umsonst, daß du ein Herz zu lenken
Des Mädgens Schoos mit Golde füllst.
O Fürst, laß dir die Wollust schenken,
Wenn du sie wahr empfinden willst.
Gold kauft die Zunge ganzer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir;
Doch willst du eine Tugend kaufen,
So geh und gieb dein Herz dafür.

Was ist die Lust die in den Armen
Der Buhlerinn die Wollust schafft?
Du wärst ein Vorwurf zum Erbarmen,
Ein Thor, wärst du nicht lasterhaft.

---

*) Vgl. Goethe-Jahrbuch VII. Bd. S. 147.

Sie küsset dich aus feilem Triebe,
Und Glut nach Gold füllt ihr Gesicht.
Unglücklicher! Du fühlst nicht Liebe,
Sogar die Wollust fühlst du nicht.

Sey ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Thiere,
Der Mensch allein verfeinert sie.
Laß dich die Lehren nicht verdrießen,
Sie hindern dich nicht am Genuß,
Sie lehren dich wie man genießen
Und Wollust würdig fühlen muß.

Soll dich kein heilig Band umgeben
O Jüngling; schränke selbst dich ein.
Man kann in wahrer Freiheit leben,
Und doch nicht ungebunden seyn.
Laß nur für Eine dich entzünden,
Und ist ihr Herz von Liebe voll;
So laß die Zärtlichkeit dich binden,
Wenn dich die Pflicht nicht binden soll.

Empfinde Jüngling, und dann wähle
Ein Mädgen dir, sie wähle dich,
Von Körper schön, und schön von Seele,
Und dann bist du beglückt wie ich!
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Seegen fehlt.

Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu seyn bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam wenn die Welt sie sieht.

Daß unsrer Glut die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar seyn.

Ich bin genügsam, und genieße,
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie beym Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemmel ihrer Füße macht.
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht,
Und mir, bey halbgeraubten Küssen,
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Wenn in gesellschaftlicher Stunde,
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küsse wünsch ich nicht.
Welch ein Verstand, der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darinn allein, daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Wollust mich an ihre Brust.
Sieh Jüngling, dieses heißt genießen!
Sey klug und suche diese Lust.
Der Todt führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Uebergang.

So dichtete der achtzehnjährige Student Goethe. In demselben Jahre 1767 hatten aber auch die phantastischen Quälereien begonnen, mit denen er sich und die Geliebte plagte. Die jetzt veröffentlichten Briefe an seine Schwester und an Behrisch verbreiten darüber volles Licht. An seine Schwester schrieb er

noch am 11. Mai 1767: „La petite Schoenkopf merite, ne pas etre oubliée entre mes connoissances vivantes. C'est une tres bonne fille, qui a sa droiture de coeur, joint une naivete agreable, quoique son education ait eté plus sevére, que bonne.“ Er sucht zu beruhigen, indem er bemerkt: „N'est ce pas ma soeur, je suis asses drole, j'aime toutes ces filles la.“ In einem andern Briefe an Cornelie vom 12.—14. Oktober 1767 sagte er über Käthchen: „Sie ist ein recht gutes Mädchen, das ich sehr liebe, sie hat die Hauptqualität, daß sie ein gutes Herz hat, das durch keine allzugroße Lecktüre verwirrt ist, und läßt sich ziehen ꝛc.“ Schon in diesen letzten Worten haben wir den Schlüssel zu Goethes seltsamem Verhalten; dasselbe findet aber auch in seiner damaligen Lage, in seinem Wesen und seiner Jugend volle Erklärung. Des Wechsels bedürftig, aus einem Extrem in das andere geworfen, war er ein launenhafter Liebender. Auf der einen Seite das Bewußtsein hegend, daß er das beste, ihn herzlich wiederliebende Mädchen ohne Hoffnung liebte, und von dieser Liebe selbst beunruhigt, so daß er sagen konnte:

sie fehlet
Darin allein, daß sie mich liebt,

— und andererseits von heftiger Eifersucht erfüllt, brach er manche Gelegenheit vom Zaune, um die Geliebte zu quälen und ihr Verdruß zu machen. In seiner damals entstandenen dramatischen Jugenddichtung, dem anmutigen Schäferspiel „Die Laune des Verliebten“, seiner poetischen Beichte, hat er sich selbst und sein Verhalten mit rückhaltloser Wahrheit geschildert. Amine ist Käthchen, Eridon Goethe selbst. Egle zeichnet der Freundin das Bild ihres launenhaften Liebhabers:

Nie war der Eigensinn bei einem Menschen größer.
Du denkst, er liebt dich. O nein, ich kenn' ihn besser;
Er sieht, daß du gehorchst, drum liebt dich der Tyrann,
Damit er jemand hat, dem er befehlen kann.
— — — — — — die Stirne voller Falten,

Die Augenbrauen tief, die Augen düster, wild,
Die Lippen aufgedrückt, ein liebenswürdig Bild,
Wie er sich täglich zeigt, bis Bitten, Küsse, Klagen
Den rauhen Winterzug von seiner Stirne jagen.

Und Amine entschuldigt ihn liebevoll:

Du kennst ihn nicht genug, du hast ihn nicht geliebt.
Es ist nicht Eigensinn, der seine Stirne trübt;
Ein launischer Verdruß ist seines Herzens Plage,
Und trübet mir und ihm die besten Sommertage;
Und doch vergnüg' ich mich, da, wenn er mich nur sieht,
Wenn er mein Schmeicheln hört, bald seine Laune flieht.
— — — — — — — — — Mit Freuden
Seh' ich ihn meinen Blick der ganzen Welt beneiden;
Ich seh' an diesem Neid, wie mich mein Liebster schätzt,
Und meinem kleinen Stolz wird alle Qual ersetzt.
— — — — — — — — — — — — — —
Ach, Freundin! schätzenswerth ist solch ein zärtlich Herz.
Zwar oft betrübt er mich, doch rührt ihn auch mein Schmerz.
Wirft er mir etwas vor, fängt er an mich zu plagen,
So darf ich nur ein Wort, ein gutes Wort nur sagen,
Gleich ist er umgekehrt, die wilde Zanksucht flieht,
Er weint sogar mit mir, wenn er mich weinen sieht,
Fällt zärtlich vor mir hin und fleht ihm zu vergeben.

Als Egle dem eifersüchtigen Eridon Vorwürfe macht und die Freundin vertheidigt:

Sie ist mir werth, du sollst hinfort sie nicht betrüben,
Schwer wird es sein, dich fliehn, doch schwerer ist's, dich lieben.

— da flüstert Amine für sich:

Ach, warum muß mein Herz so voll von Liebe sein!

Eridon steht einen Augenblick still, dann naht er sich furchtsam Aminen und faßt sie bei der Hand:

Amine! liebstes Kind, kannst du mir noch verzeihn?

und Amine vergibt ihm:

Ach, hab ich dir es nicht schon allzuoft bewiesen?

um kurz darauf, bei einem neuen Eifersuchtsanfall Eridons, zu ihm zu sagen:

> Der Liebe leichtes Band machst du zum schweren Joch,
> Du quälst mich als Tyrann, und ich? ich lieb' dich noch!

Goethes Briefe an Behrisch bestätigen dies Bild Zug für Zug als geschichtliche Wahrheit und lassen tiefe Blicke in das Herz des Dichterjünglings thun. Glühende und doch ganz grundlose Eifersucht erhitzte ihn am Tage und beunruhigte ihn sogar nachts im Traume. Am 2. November 1767 schrieb er an Behrisch: „Liebe ist Jammer, aber jeder Jammer wird Wollust, wenn wir seine klemmende, stechende Empfindung die unser Herz ängstigt, durch Klagen hindern und zu einem sanften Kitzel verwandeln.“ Und während er über die Liebe altklug philosophirte, und während er selbst durch Verkehr mit Anderen der Geliebten untreu wurde, verfolgte und beobachtete er sie doch mit rasender Eifersucht. Sein Brief an Freund Behrisch vom 10. November 1767 ist Beleg für seine grenzenlose Leidenschaft und Eifersucht, die ihm einen Fieberanfall zuzog und trotz der Fieberglut auf die Galerie des Theaters trieb, um von da das harmlose Käthchen in der Loge zu beobachten. Einige Stellen dieses merkwürdigen Briefes, den er, aus dem Theater wieder nach Hause gerannt, unmittelbar aus dieser Stimmung heraus an den Freund geschrieben hat, mögen zur Veranschaulichung der Leidenschaft des Dichters hier Platz finden: „Meine Geliebte! Ah sie wird's ewig sein. Sieh Behrisch in dem Augenblicke, wo sie mich rasen macht fühl ich's Gott, Gott warum muß ich sie so lieben. — — Kennst du einen unglücklicheren Menschen, bey solchem Vermögen, bey solchen Aussichten, bey solchen Vorzügen, als mich, so nenne mir ihn, und ich will schweigen. Ich habe den ganzen Abend vergebens zu weinen gesucht, meine Zähne schlagen aneinander, und wenn man knirscht kann man nicht weinen. — Aber ich liebe sie. Ich glaube ich träncke Gift von ihrer Hand. Verzeih mir Freund. Ich schreibe warlich im Fieber, warlich im Paroxismus. Doch

laß mich schreiben. Besser ich lasse hier meine Wuht aus, als daß ich mich mit dem Kopf wider die Wand renne." Doch schon am Abend des nächsten Tages war durch Versöhnung alles ausgeglichen, und Goethe konnte dem Briefe an den Freund hinzufügen: „Gestern machte das mir die Welt zur Hölle, was sie mir heute zum Himmel macht — und wird so lange machen, biß es mir sie zu keinem von beyden mehr machen kann. — Wir waren eine Viertelstunde allein. Mehr braucht es nicht um uns auszusöhnen. Umsonst, sagt Schäckesp. Schwachheit dein Nahme ist Weib, eh würde man sie unter dem Bilde des Jünglings kennen. Sie sah ihr Unrecht ein, meine Kranckheit rührte sie und sie fiel mir um den Hals und bat mich um Vergebung, ich vergab ihr alles. — — Ein Augenblick Vergnügen ersetzt tausende voll Qual, wer möchte sonst leben, mein Verdruß war vorbey, ein vergangnes Uebel ist ein Gut. Die Erinnerung überstandner Schmerzen ist Vergnügen. Und so ersetzt! mein ganzes Glück in meinen Armen. Die schöne Schaam, die sie ohngeachtet unsrer Vertraulichkeit so oft ergreift, daß die mächtige Liebe sie wider das Geheiß der Vernunft in meine Arme wirft; die Augen die sich zudrücken so oft sich ihr Mund auf den meinigen drückt; das süße Lächeln in den kleinen Pausen unsrer Liebkosungen, die Röhte, die Schaam, Liebe, Wollust, Furcht auf die Wangen treiben, dies zitternde Bemühen sich aus meinen Armen zu winden, das mir durch seine Schwäche zeigt, daß nichts als Furcht sie je herausreißen würde. Behrisch, das ist eine Seeligkeit, um die man gern ein Fegfeur aussteht. —" Der Brief schließt mit den Worten: „Es ist wahr ich bin ein groser Narr, aber auch ein guter Junge, Annette meynts, meynst du es nicht auch?"

Dem „guten Jungen", den sie so herzlich liebte, verzieh Käthchen die Unarten. Als sie aber unter heißen Thränen ewige Wiederholung dieser Quälereien zu erdulden hatte, mußte nach und nach ihre innige Neigung erkalten. Ohnehin mußte ihr und ihrer Familie dies Verhältnis zu dem jungen Frankfurter

Patriziersohne als ein aussichts- und hoffnungsloses erscheinen. Auch jene Abkühlung der Neigung Käthchens zu ihm ist aus seinen Briefen an Behrisch zu erkennen. „Sie plagte mich" — schreibt er am 20. Nov. 1767 — „mit gar keiner Eifersucht, mit keinem Zweifel, das hieß, die Heftigkeit der Liebe hatte gegen sonst viel nachgelassen. — Was meinst du Behrisch, sollte es nicht bloser Stolz seyn, daß sie mich liebt. Es vergnügt sie einen stolzen Menschen wie ich bin an ihren Fußschemmel angekettet zü sehen ꝛc." Er irrte, sie hatte ihn wahr und innig geliebt, und seine Schuld war es, daß während des Winters 1767/68 ihre Neigung mehr und mehr schwand. Im März 1768 machte er, mit Rücksicht auf seinen herannahenden Abgang von Leipzig, über sein Verhältnis zu Käthchen dem Freunde Behrisch die für seine Gefühle, Anschauungen und Pläne äußerst bezeichnende Mitteilung: „Wir lieben einander mehr als jemals ob wir einander gleich seltner sehen. Ich habe den Sieg über mich erhalten sie nicht zu sehen, und nun dacht ich gewonnen zu haben, aber ich bin elender als vorher, ich fühle, daß die Liebe sich selbst in der Abwesenheit erhalten wird. Ich kann leben ohne sie zu sehen, nie, ohne sie zu lieben. Allen Verdruß den wir zusammen haben mache ich. Sie ist ein Engel, und ich binn ein Narr. Höre Behrisch ich kann, ich will das Mädgen nie verlassen, und doch muß ich fort, doch will ich fort. Aber sie soll nicht unglücklich seyn. Wenn sie meiner wehrt bleibt, wie sie's jetzt ist! Behrisch! Sie soll glücklich seyn. Und doch werd' ich so grausam seyn, und ihr alle Hoffnung benehmen. Das muß ich. Denn wer einem Mädgen Hoffnung macht, der verspricht. Kann sie einen rechtschaffenen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich seyn. Ich weiß was ich ihr schuldig binn, meine Hand und mein Vermögen gehört ihr, sie soll alles haben was ich ihr geben kann. Fluch sey auf dem, der sich versorgt eh das Mädgen versorgt ist, das er elend gemacht hat. Sie soll nie die Schmerzen fühlen, mich in den Armen einer andern zu sehen, biß ich die Schmerzen gefühlt habe sie in den Armen

eines andern zu sehen und vielleicht will ich sie auch da mit dieser schröcklichen Empfindung verschonen.“

Einen Monat später, am 26. April, schrieb er an denselben Freund: „Ich habe Netten noch so lieb als ich sie hatte, mehr noch wenn ich die Wahrheit sagen soll, denn stärker ist eine Leidenschafft wenn sie ruhiger ist, und so ist meine. — Nette, ich, wir haben uns getrennt, wir sind glücklich. Es war Arbeit, aber nun sitz ich wie Herkules, der Alles getahn hat, und betrachte die glorreiche Beute umher. Es war ein schröcklicher Zeitpunckt biß zur Erklärung, aber sie kam die Erklärung und nun — nun kenn ich erst das Leben. Sie ist das beste, liebenswürdigste Mädgen, nun kann ich dir schwören, daß ich nie aufhören werde das für sie zu fühlen, was das Glück meines Lebens macht, das zu dencken, was ich dir neulich geschrieben habe, und das zu wollen. Behrisch, wir leben in dem angenehmsten, freundschafftlichsten Umgange wie du und sie; keine Vertraulichkeit mehr, nicht ein Wort von Liebe mehr, und so vergnügt, so glücklich, Behrisch sie ist ein Engel. — Wir haben mit der Liebe angefangen, und hören mit der Freundschafft auf. Doch nicht ich. Ich liebe sie noch, so sehr, Gott so sehr. O daß du hier wärest, daß du mich trösten, daß du mich lieben könntest!“

Ein junger Advokat, Dr. Johann Gottfried Kanne, der von Goethe selbst in Schönkopfs Hause eingeführt worden war, bewarb sich um Käthchens Hand und gewann ihr Herz. Vergebens suchte der noch immer von Liebe erfüllte Dichter Käthchens Neigung wieder zu gewinnen; vergebens suchte er, als er sie für sich verloren sah, durch ein unregelmäßiges, seine Gesundheit zerrüttendes Leben seinen Schmerz zu betäuben, „durch unsinniges Stürmen in seine physische Natur der sittlichen etwas zu Leide zu thun“, — die so leidenschaftlich Geliebte blieb ihm verloren.

Am 26. August 1768, kurz vor seiner Abreise von Leipzig, sah er sie zum letztenmale, erhielt von ihr und ihrer Mutter noch einige Aufträge und gelobte, nie vor dem ersten eines Monats

einen Brief zu schreiben. Am 28. August, seinem neunzehnten Geburtstage, verließ er Leipzig, ohne von dem geliebten Mädchen Abschied genommen zu haben. Wohl versuchte er es am Vorabend der Abreise, aber der bittere Schmerz hielt ihn ab. „In der Nachbarschafft war ich" — schrieb er von Frankfurt aus an den Vater Schönkopf —, „ich war schon unten an der Türe, ich sah die Laterne brennen, und ging biß an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich wieder heruntergekommen?"

Nach seiner Vaterstadt brachte er die noch immer warme Liebe zu Käthchen und den Kummer um ihren Verlust mit. Dies spricht lebhaft aus den Briefen, die er von dort an sie und ihre Familie schrieb. Einige Stellen derselben mögen die Geschichte dieser Jugendliebe des Dichters abschließen. Am 1. Oktober 1768 schrieb er an den Vater Schönkopf: „Ich brauche Sie nicht zu bitten Sich meiner zu erinnern, tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedencken müssen, der drittehalb Jahre ein Stück Ihrer Familie ausmachte, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war, und den Sie hoffentlich manchmal vermissen werden. Wenigstens ich vermisse Sie offt. — Darüber will ich weggehen, denn das ist immer für mich ein trauriges Capitel." Den Brief Käthchens erwiederte er am 1. November 1768 mit den Worten: „Sie haben meine ganze Liebe, meine ganze Freundschafft, und das allerbesonderste Compliment ist doch noch lange nicht der tausendste Teil davon, das wissen Sie auch, ob Sie gleich zur Plage, oder Unterhaltung Ihres Freundes (denn beydes heißt bey Ihnen einerley) tuhn als ob Sie es nicht wüßten, wie Sie es in mehr Stellen Ihres Briefes getahn haben." In einen Brief an sie vom 1. Juni 1769 ließ er die Bemerkung einfließen: „Es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen. Ein unerhörter Liebhaber ist lange nicht so unglücklich als ein verlassener, der erste hat noch Hoffnung und fürchtet wenigstens keinen Haß, der andre, ja der andre —

wer einmal gefühlt hat was das ist aus einem Herzen verstoßen zu werden das sein war, der mag nicht gerne daran dencken geschweige davon reden.“ Am 26. August 1769 schreibt er ihr: „Ich binn heute unerträglich. Wenn ich in Leipzig wäre, da säße ich bei Ihnen und machte ein Gesicht. Wie Sie sich dergleichen Specktackel noch erinnern können. Doch nein, wenn ich jetzt bey Ihnen wäre, wie vergnügt wollte ich leben. O könnte ich die drittehalb Jahre zurückrufen. Kätgen, ich schwöre es Ihnen liebes Käthgen ich wollte gescheuter seyn.“ In seinem letzten Briefe vom 23. Januar 1770 endlich schrieb er an sie mit Hindeutung auf ihre bevorstehende Vermählung mit Dr. Kanne: „Sie sind ewig das liebenswürdige Mädgen, und werden auch die liebenswürdige Frau seyn. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wissen was das heißt. Wenn ich meinen Nahmen nenne, nenne ich mich ganz, und Sie wissen, daß ich, so lang als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe. Ehe ich von hier weg gehe, sollen sie das restirende Buch bekommen; und einen Fächer und ein Halstuch bleibe ich Ihnen schuldig biß ich aus Frankreich zurückkomme. In Strasb. werde ich bleiben, und da wird sich meine Adresse verändern wie die Ihrige, es wird auf beyde etwas vom Doctor kommen.“ Scherzend fügt er hinzu: „Wenn ich Ihnen den Fächer und das Halstuch selbst brächte, und noch sagen könnte Mdlle. S. oder Käthgen S. wie sich's nun weißen würde. Eh nun da wär ich auch Docktor und zwar ein französcher Docktor. Und am Ende wäre doch Fr. Dockt. C. und Fr. Dockt. G. ein herzlich kleiner Unterschied.“

Als poetisches Produkt jener Leipziger Liebeszeit ist uns, wie bereits erwähnt, die älteste von Goethes überbliebenen dramatischen Arbeiten, sein Schäferspiel „Die Laune des Verliebten“ erhalten. Er schrieb es als Leipziger Student laut seines Bekenntnisses in der Selbstbiographie „zu einer quälenden und belehrenden Buße“; er hegte dabei (wie er seiner Schwester mittheilt) die Hoffnung, daß es „mit der Zeit ein gutes Stückchen werden könne, da es sorgfältig nach der Natur copirt sei, eine

Sache, die ein dramatischer Schriftsteller als die erste seiner Pflichten erkennen müsse." Das zweite poetische Produkt jener Liebeszeit ist das vorliegende Gedicht. Im Jahre 1770 ließ Goethe dasselbe im Leipziger Liederbuche, das unter dem Titel: „Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf" ohne Namen des Dichters herausgegeben wurde, als das zweite von zwanzig Liedern mit der Ueberschrift: „Der wahre Genuß" in der ältern, oben wiedergegebenen Fassung in Druck erscheinen. Als er im Jahre 1788 seine lyrischen Dichtungen sammelte, um sie als achten Band seiner Schriften herauszugeben, beabsichtigte er, auch dieses Gedicht mit aufzunehmen, und unterzog dasselbe zu diesem Zweck einer durchgreifenden Umgestaltung. Es bietet ein eigentümliches Interesse, die Aenderungen zu verfolgen, welche der gereifte, zu einer höhern poetischen Anschauung gelangte Dichter mit seiner Jugenddichtung vornahm. Man vergleiche die ältere Fassung mit der vorangestellten Form von 1788 im einzelnen, und man muß über den verfeinerten Geschmack, über das richtige, sichere Gefühl erstaunen, mit denen selbst unbedeutend scheinende Einzelheiten veredelt sind. Der Dichter ließ dem Gedicht den alten Umfang, seine neun Strophen. Aber schon in der ersten Strophe setzte er an die Stelle der Anrede: „O Fürst" (welche schon Behrisch gerügt hatte) die Worte: „O Freund" und wandelte den schwerfälligen Vers:

Gold kauft die Zunge ganzer Haufen

in die Worte um:

Bezahl' den Beyfall ganzer Haufen.

Daran schließt sich die wesentliche Veredlung der zweiten Strophe und die Aenderung der dritten, in welcher an die Stelle der ursprünglichen Worte:

Sey ohne Tugend, doch verliere ꝛc.

jetzt die Worte:

Sey frey gesinnt, allein verliere ꝛc.

und an die Stelle des alten Schlusses:

wie man genießen
Und Wollust würdig fühlen muß.

die Worte getreten sind:

wie man genießen
Und sich des Lebens freuen muß.

Bezeichnend ist auch die Aenderung der vierten Strophe, wonach das Gefühl den Jüngling einschränken soll, mit der Umgestaltung von „ihr Herz“ in „dein Herz“. Die erste Hälfte der sechsten Strophe hat eine zartere Fassung erhalten; auch die Aenderung der siebenten:

genieße
Was sie mir freundlich zugedacht

ist wie die Umgestaltung der ersten Hälfte der achten Strophe eine sinnige Verbesserung. Fast ganz neu ist endlich die letzte Strophe, die mit Erwähnung der vertriebenen bösen Launen und mit dem Wunsche der Beständigkeit des Glückes einen harmonischen Abschluß des Ganzen bildet.

So nahm Goethe das Gedicht mit der Ueberschrift „Genuß“ in seine Handschrift gesammelter lyrischer Dichtungen auf, um ihm in dem achten Bande seiner Schriften einen Platz einzuräumen, doch änderte er wieder diesen Entschluß. Mag Herder oder dessen Gattin an dem sinnlichen Charakter dieses Gedichtes Anstoß genommen und dem Dichter dies vorgestellt, oder mag ihm selbst der darin waltende didaktische Ton nun mißfallen oder (worauf Striche &c. in der Handschrift deuten) die Umarbeitung noch nicht genügt haben, — am 6. November 1788 bat Goethe seinen Verleger Goeschen, dies Gedicht nicht abzudrucken, und die Aufnahme in die Schriften unterblieb.

Dasselbe erfuhr aber eine nochmalige Umgestaltung. Goethe gab der ersten Strophe die Fassung:

Umsonst, daß du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schooß mit Golde füllst;
Der Liebe Freuden laß dir schenken,
Wenn du sie wahr empfinden willst.
Gold kauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir;
Doch willst du dir ein Mädchen kaufen,
So geh' und gieb dich selbst dafür.

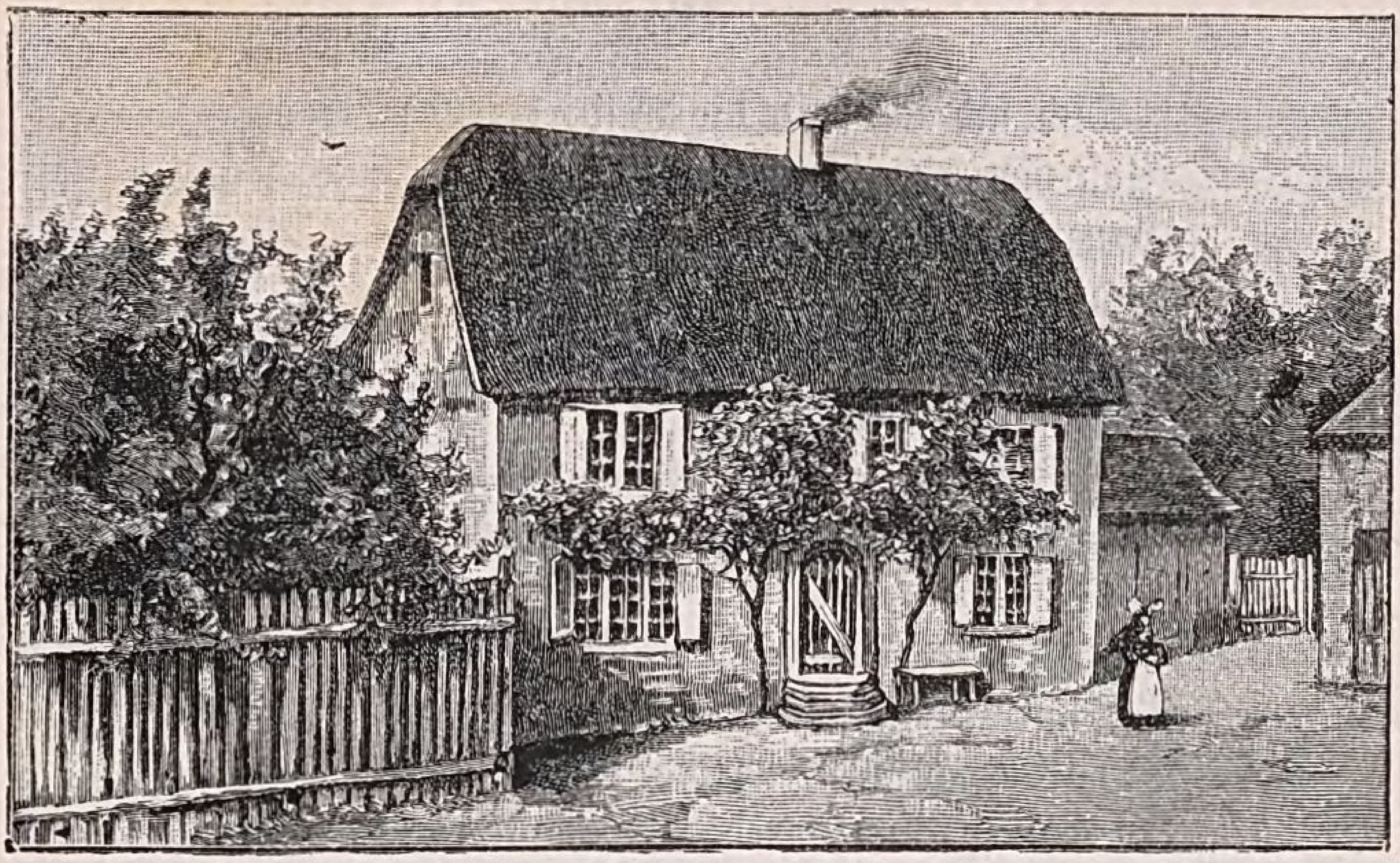
Er schied die zweite und dritte Strophe aus, er ließ die vorletzte mit den Worten beginnen:

Und wenn in stillgesell'ger Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht rc.

und die letzte mit den Worten:

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnsucht mich an ihre Brust rc.

im übrigen aber stellte er die ursprüngliche Fassung seines Jugendgedichtes wieder her. So erschien dasselbe unter der Ueberschrift „Wahrer Genuß“ erst im Jahre 1833, also nach des Dichters Tode, in dem 7. Bande der nachgelassenen Werke.



Das Pfarrhaus zu Sesenheim.

2.

Willkomm und Abschied.

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsaußten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer
Doch frisch und fröhlich war mein Muth,
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich,
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein Rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, — Ihr Götter!
Ich hofft es, ich verdient es nicht!

Doch ach schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Zu den reizendsten Episoden im vielverschlungenen Lebensgange unseres großen Dichters gehört die Idylle von Sesenheim, die leider so tragischen Ausgang nehmen sollte. Im Oktober 1770 war es, als der junge Straßburger studiosus juris Goethe unter der Verkleidung „eines fleißigen und geschickten, aber armen Studenten der Theologie“ Sesenheim zum erstenmale besuchte und, durch seinen Freund und Tischgenossen Weyland bei dem wackern Prediger B r i o n im alten Pfarrhaus eingeführt, die jugend-frische, anmutige F r i e d e r i k e zum erstenmale sah. Die lebhafte Erinnerung an jene seligen Tage, an das liebliche, durch ihn so tief unglücklich gewordene Mädchen, und das Gefühl seiner schweren Schuld verließen ihn nie. Sie waren in ihm noch lebendig und stark, als er vierzig Jahre später in seiner Lebensbeschreibung die Straßburger Zeit schilderte. Wir finden es darin geradezu ausgesprochen, wir fühlen es aber auch aus dem ganzen Tone der mit wunderbarer Anschaulichkeit gegebenen Erzählung heraus, wir erhalten es auch durch das Zeugnis dessen, dem er diesen Teil von „Dichtung und Wahrheit“

diktirte — seines Sekretärs Theodor Kräuter — bestätigt. Wie in der trefflichen Goethe-Biographie von Lewes bereits erwähnt worden, erinnerte sich mein Oheim Kräuter noch in späten Jahren lebhaft, wie tief ergriffen Goethe schien, als jene Scenen an seinem Gedächtnis vorüberzogen. Während er diktirte, pflegte er, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab zu gehen, aber bei dieser Episode stand er oft im Gehen still und hielt mit dem Diktiren inne; ein langes Schweigen, — ein tiefer Seufzer, — und in leisem Tone fuhr er zu erzählen fort.

Vom ersten Besuche Sesenheims nach Straßburg zurückgekehrt, schrieb er an „die liebe neue Freundin“ in Sesenheim den ersten Brief vom 15. Oktober 1770, der im Konzept mit den Worten begann: „Ich zweifle nicht Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug, im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschafft in Ihrem, und für unsre Herzen wollt ich schwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein Bissgen günstig seyn?“ Er erhielt von ihr Antwort und freute sich ihrer leichten, hübschen, herzlichen Hand und des natürlichen, guten, liebevollen Inhalts und Stils. Er wiederholte sich die Vorzüge ihres holden Wesens nur gar zu gern und nährte die Hoffnung, sie bald und auf längere Zeit wiederzusehen. Es zog ihn mit Allgewalt zur Geliebten, und die hohe Freude des Wiedersehens war ihm bald und wiederholt beschieden. Einen der Besuche, den er wieder zu Pferde ausgeführt, hat uns Goethe in entzückender Anschaulichkeit beschrieben. Im Klinikum — „dem fremden Fache, in das er nur wie durch eine Ritze hineinsah“ — hatte er vom Lehrer am Schlusse des Vortrags die heitere Ermahnung gehört, die beginnenden Ferien zu erquickenden Ausflügen in das schöne Land zu Fuß und zu Pferde zu benützen. „Ich glaubte“, erzählt Goethe, „eine Stimme vom Himmel zu hören und eilte was ich konnte, ein Pferd zu bestellen und mich sauber herauszuputzen. Ich schickte nach Weyland, er war nicht

zu finden. Dies hielt meinen Entschluß nicht auf, aber leider verzogen sich die Anstalten, und ich kam nicht so früh weg, als ich gehofft hatte. So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich, ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen.“ Seine Situation glich derjenigen, die er in einem Briefe aus Saarbrück vom 27. Juni 1771 schildert: „als er so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über ihn (Goethe) herabhing.“ Es war schon spät, als er in Sesenheim sein Pferd einstellte. Die Pfarrerstöchter saßen vor der Thür und schienen über seine Ankunft nicht verwundert, — hatte doch Friederike mit der Ahnung eines liebenden Herzens vorausgesagt, daß er kommen würde, hatte mit der Schwester ihn erwartet und flüsterte ihr nun mit freudigem Stolze zu: „hab' ich's nicht gesagt? da ist er!“

Lucinde, die leidenschaftliche Straßburgerin, hatte, indem sie mit beiden Händen in Goethes Locken fuhr, sein Gesicht an das ihre drückte und ihn zu wiederholtenmalen auf den Mund küßte, ihm zugerufen: „Nun fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer auf diejenige, die zum erstenmale nach mir diese Lippen küßt!“ In abergläubischem Wahne hatte Goethe daher bei seinen ersten Besuchen Sesenheims selbst im Pfänderspiele jeden Kuß vermieden. Als aber bei wiederholtem Besuche des Pfarrhauses nach Tisch in kühlem Schatten wieder gesellschaftliche Spiele vorgenommen wurden und auch Pfänderspiele an die Reihe kamen, — als Friederike durch manchen neckischen Einfall glänzte und ihm lieblicher als je erschien, — da waren alle hypochondrischen, abergläubischen Grillen verschwunden, und als sich die Gelegenheit gab, seine so zärtlich Geliebte recht herzlich zu küssen, versäumte er es nicht, und noch

weniger versagte er sich die Wiederholung dieser Freude. Des lieben Mädchens immer mehr annäherndes zutrauliches Betragen beseligte ihn, und er war überglücklich, als sie ihm beim Abschied öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß gab.

Wahr und innig war die Liebe Friederikens, leidenschaftlich dagegen die Liebe des ebenso übermütigen als genialen Dichter-Jünglings. Wohl fühlte er, was er acht Jahre später gegen Frau von Stein bekannte, schon damals im tiefsten Herzen, daß Friederike „ihn schöner liebte, als er es verdiente.“

Und doch welch' Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Als die unmittelbarste Wiedergabe dieses Liebelebens und voll und ganz aus ihm heraus schuf Goethe im Frühling 1771 das Lied, in welchem sich jener nächtliche Ritt von Straßburg nach Sesenheim und der süße, traute Verkehr mit der Geliebten abspiegelt. In Form und Gefühlsausdruck, wie in der Naturschilderung bekundet es den ungeheuren künstlerischen Fortschritt Goethes. Friederike empfing von ihm und bewahrte das ihr geweihte Lied. Er veröffentlichte dasselbe erst nach vier Jahren, im März 1775, in der Iris ohne eine Ueberschrift. In seiner ältern Fassung lautete das Gedicht:

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Wie ein gethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel
Schien schläfrig aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr.

Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.

Ich sah dich, und die milde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlings Wetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter!
Ich hoft' es, ich verdient' es nicht.

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küssen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingst, ich stund, und sah zur Erden
Und sah dir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Bei der Sammlung seiner lyrischen Gedichte im Jahre 1788 aber unterzog Goethe dies Lied mehrfacher Umgestaltung, die es künstlerisch noch vollkommener machte. So entstand mit der Ueberschrift „Willkomm und Abschied“ die vorstehende Fassung, in der es von dem Dichter in die Gesamtausgabe seiner Werke vom Jahre 1789 aufgenommen wurde.

3.

Maylied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd o Sonne
O Glück o Lust!

O Lieb o Liebe,
So golden schön
Wie Morgenwolcken
Auf jenen Höhn:

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen Mädchen
Wie lieb ich dich
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich.

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst,
Sey ewig glücklich
Wie du mich liebst!

Man hat darüber gestritten, welcher Lebensperiode des Dichters dieses wunderbar schöne Lied entsprossen ist. Düntzer vermutet als solche die Frühlingszeit des Jahres 1774, Goedeke dagegen setzt das Lied in den März 1770 und bringt es in Beziehung zu Franziska Crespel. Das eine ist ebenso unhaltbar als das andere. Ich stimme Viehoff, Lewes, Hirzel, Bernays, Strehlke, v. Loeper 2c. bei, daß das Mailied den Sesenheimer Tagen, und zwar dem Mai 1771, angehört. Es ist die Perle der Friederiken-Lieder. Schon der ganze Ton und die Ausdrucksweise sprechen dafür. Aber auch an äußern, thatsächlichen Anhaltspunkten fehlt es nicht. Im Frühling 1771 besuchte Goethe das Pfarrhaus von Sesenheim zu wiederholtenmalen, er weilte auch im Mai und zu Pfingsten bei der Geliebten. Als Friederike, die einige Zeit leidend gewesen war, sich wieder erholte, wurden an ihrer Seite manche Spaziergänge und Ausflüge in die im Lenzesschmucke prangende Gegend

gemacht. Goethe selbst hat uns in „Dichtung und Wahrheit“ jene Wonnen schönen Naturgenusses geschildert. Er „durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen.“ Monatelang wurden die Liebenden von einem ätherischen Morgen beglückt, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit Tau getränkt hatte. Die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Und wie anmutig sich Friederike in solcher Umgebung ausnahm, hat uns Goethe ebenfalls plastisch geschildert. „Ihr Wesen, ihre Gestalt“ — sagt er — „trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfade hinbewegte; die Anmut ihres Betragens schien mit der beblümten Erde, und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Auf den Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder und wußte die Lücken auszufüllen, welche in der Gesellschaft hier und da entstehen mochten. Am allerzierlichsten aber war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Notwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte.“ Unter diesen Umgebungen trat, wie Goethe selbst bemerkt, unversehens die Lust zu dichten wieder hervor. „So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht: ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz“, läßt Goethe den Franz im Götz von Berlichingen ausrufen. Dies war in jenem Frühling seine eigene Lage. Aus freudetrunkenem lenz- und liebeseligem Herzen floß ihm auch dieses köstliche Lied, das — um mich Viehoffs treffenden Gleichnisses zu bedienen — wie jauchzender Lerchenjubel klingt!

Auch die Tanzlust, die das Gedicht äußert, wird von den Vorgängen jener Tage bestätigt. Welche Seligkeit Goethe zur Zeit eines seiner Besuche beim Tanze mit dem geliebten Mädchen empfunden, hat er in seiner Lebensbeschreibung in der anschaulichsten Weise geschildert: „Die Hoffnung der Gesellschaft auf Musik wurde endlich befriedigt, sie ließ sich hören und alles eilte zum Tanz. Die Allemanden, das Walzen und Drehen war Anfang, Mittel und Ende. Alle waren zu diesem Nationaltanz aufgewachsen; auch ich machte meinen geheimen (Straßburger) Lehrmeisterinnen Ehre genug, und Friederike, welche tanzte wie sie ging, sprang und lief, war sehr erfreut an mir einen sehr geübten Partner zu finden. Wir hielten meist zusammen, mußten aber bald Schicht machen, weil man ihr von allen Seiten zuredete, nicht weiter fortzurasen. Wir entschädigten uns durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und an jenem stillen Platze durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß wir uns von Grund aus liebten.“ Wie die Erinnerung an jene seligen Augenblicke in ihm lebte, so ging auch das Pfingstfest nicht ohne Tanz vorüber, Goethe feierte den zweiten Festtag insbesondere im Tanze mit der älteren Schwester Friederikens. „Getanzt hab ich“ — schrieb er von Sesenheim aus an Salzmann — „Pfingstmontags von zwei Uhr nach Tisch bis zwölf Uhr in der Nacht, an einem fort, außer einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Der Herr Amt-Schulz von Reschwoog hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt, da giengs wie Wetter.“

So entstand im Wonnemonat 1771 dieses köstliche Frühlings-Gedicht. Wie viele Lieder der mittelalterlichen Minnesänger feiern mit zarter Innigkeit Liebe und Lenz! Wo ist aber nur ein einziges von ihnen, das sich an Stärke der Empfindung, an Ausdruck und Schwung mit diesem jubelnden Frühlingsgesange Goethes messen könnte?

Am 1. Dezember 1774 sandte er sein Lied für die „Iris“ an den Freund Jacobi, nicht als ein neugeschaffenes Gedicht,

sondern als den Ausdruck „des Gefühls vergangener Zeiten". In der Iris erschien es im Januar 1775 zum erstenmale gedruckt, unter der Ueberschrift Mayfest, mit der Unterzeichnung „P." Als Goethe es im Jahre 1788 in die Sammlung seiner „Vermischten Gedichte" und darauf in seine Schriften aufnahm, gab er ihm den Titel Maylied.

4.

Mit einem gemahlten Band.

Kleine Blumen kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein lustig Band.

Zephir, nimms auf deine Flügel,
Schlings um meiner Liebsten Kleid,
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit,

Sieht mit Rosen sich umgeben
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung.

Fühle was dieß Herz empfindet,
Reiche frey mir deine Hand,
Und das Band das uns verbindet
Sey kein schwaches Rosenband!

Auch dieses Gedicht, das im „Königslieutenant" mit poetischer Freiheit zur dramatischen Schilderung einer weit frühern

Zeit benützt worden ist, galt Friederiken und gehört dem Frühling 1771 an. Goethe selbst bezeugt es in „Dichtung und Wahrheit". Friederike stand mit ihm in lebhaftem Briefwechsel. Sie wußte ihm ihre Gefühle mit Anmut zu vergegenwärtigen und blieb auch in Briefen immer dieselbe. Sie mochte etwas Neues erzählen oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, leicht schildern, vorübergehend reflektiren, — immer war es, als wenn sie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, springend, so leicht auftrete als sicher, und immer fanden sich bei ihr die Eigenschaften, die sonst unverträglich scheinen: besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehen, gar hold zusammen. Mit voller Zuneigung antwortete ihr Goethe und freute sich dieses innigen Liebesverkehrs. Er dichtete für Friederike, er legte für sie manche Lieder bekannten Melodien unter. Die entfernte Geliebte dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn er zurückkäme. Und er, entfernt von ihr, beschäftigte sich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu sein. Gemalte Bänder waren damals eben Mode geworden; Goethe malte ihr gleich ein paar Stücke und sendete sie ihr „mit einem kleinen Gedichte." Es ist das vorliegende Lied. In der ursprünglichen Fassung lautete dasselbe:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings Götter
Tandlent auf ein luftig Band.

Zephier nimms auf deine Flügel,
Schlings um meiner Liebsten Kleid
Und dan tritt sie für den Spiegel
Mit zufriedner Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Sie, wie eine Rose jung.
Einen Kuß geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung.

Schicksal Seegne diese Triebe
Laß mich ihr und laß Sie mein
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosenleben sein.

Mädgen das wie ich Empfindet,
Reich mir deine liebe Hand
Und das Band das uns verbindet
Sey kein schwaches Rosenband.

Am 1. Dezember 1774 sandte Goethe das Lied an Jacobi für die Iris. Dort erschien es im Januar 1775 mit der Ueberschrift: „Lied, das ein selbst gemahltes Band begleitete" und mit der Unterzeichnung D. Z. Im Jahre 1788 nahm Goethe es in vorstehender Umgestaltung und mit dem Titel: „Mit einem gemahlten Band" in die „Vermischten Gedichte" und seine Schriften auf.

Wohl stand dem jugendlichen Dichter, als er das Lied schuf, der Anblick, den er beim ersten Besuche Sesenheims genossen, lebhaft vor der Seele. Nach vierzig Jahren noch hat er ihn aus frischer Erinnerung in der reizenden Schilderung wiedergegeben: „Sie trat in die Thür, und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch Deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren, blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr

am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen."

Das Zeichnen und Malen gehörte schon damals zu Goethes Neigungen und Studien. Zwei Zeichnungen vom alten Pfarrhause (auf deren Rückseite noch seine Adresse von Friederikens eigener Hand sich befindet) hat er in den seligen Tagen von Sesenheim mit Rotstift gefertigt und bis zum Greisenalter in einem alten Portefeuille aufbewahrt, das zu den Schätzen des weimarischen Goethe-Hauses gehört; hoffentlich sind beide Bildchen noch erhalten. So malte er auch das Band und sandte es der anmutigen Geliebten nach Sesenheim. Er sah sie im Geiste in ihrer Anmut und schmucken Tracht sich mit dem Bande schmücken und mit dem Schmucke im Spiegel betrachten, er sah sie mit Rosen umgeben, sie selbst wie eine Rose jung, und hoffte und wünschte, daß das Band, das sie beide verbinde, kein schwaches Rosenband sei.

O es war nur ein schwaches Rosenband, und Goethe war es, der in Untreue es zerriß. Beim ersten Anblick des reizenden Mädchens hatte er heiße Liebe empfunden, und unbesonnen und leichtfertig hatte er die Liebe in dem reinen, unschuldigen Herzen Friederikens wach gerufen. Wie er selbst gestanden, fiel ihm nicht ein, daß er gekommen sein könnte, die Ruhe zu stören, denn — bemerkt er sehr bezeichnend — eine aufkeimende Leidenschaft hat das Schöne, daß, wie sie sich ihres Ursprungs unbewußt ist, sie auch keinen Gedanken eines Endes haben, und wie sie sich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß sie wohl auch Unheil stiften dürfte. Wem kommt hiebei nicht das Wort Fausts zu Gretchen über das Wesen der Liebe in Erinnerung:

Laß diesen Blick,
Laß diesen Händedruck dir sagen,
Was unaussprechlich ist:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig sein muß!

Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung sein.
Nein, kein Ende! kein Ende!

Aber das Ende kam, und Goethe war es, der in seinem Egoismus und genialen Freiheitsdrange dem innigen Verhältnis das Ende bereitete.

Von Sesenheim aus schrieb er im Sommer 1771 an Freund Salzmann in Straßburg die Beichte: „Nun wär es wohl bald Zeit, daß ich käme, ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwanckt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist als ich sie lang nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl es, lieber Freund, und fühle daß man um kein Haar glücklicher ist wenn man erlangt was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksaal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu werden.“ In einem andern Briefe, nach der Schilderung des Tanzes: „Und doch wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als das alles. Wer darf sagen ich bin der unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind;“ und in einem dritten Briefe an denselben Freund die bezeichnende Stelle: „Leben Sie vergnügt bis ich Sie wieder sehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!“

Friederike blieb sich in treuer Liebe gleich; sie schien nicht zu denken noch denken zu wollen, daß dieses Verhältnis über-

haupt jemals, geschweige denn so bald enden könne. Ihn aber fing sein leidenschaftliches Verhältnis zu Friederiken zu ängstigen an. Wohl mögen die Momente, welche Aug. Becker in seinem Aufsatz „Auf Goethes Wanderpfaden" (Westermanns illustrirte Monatshefte, Jan. 1886, S. 446 flg.) hervorhebt, erläuternd und als „mildernde Umstände" in Betracht kommen: „Das ländliche Leben konnte seine Seele nicht ausfüllen, die heitere Gesellschaft prächtiger Leute, aber von beschränkter Bildung, ihn nicht dauernd fesseln; wo ihm gewährt und sicher war, was er erstrebt: Friederikens ganze und volle Liebe, stellten sich die Bedenken ein, drängten sich ihm Erwägungen auf, welche vorher keinen Raum gefunden hatten; — die Zukunftsfragen traten an ihn heran: was soll daraus werden? wo führt es hin? wie wird es enden? was würde man in Frankfurt dazu sagen? sollte er den hohen Lebensplänen entsagen? durfte er seinem Genius so frühzeitig die Flügel binden? er war noch Student, konnte damals nicht heiraten; er suchte wohl, fand jedoch keine Möglichkeit, Friederiken dauernd zu besitzen."

Im heitern Kreise der Straßburger Genossen suchte er diese quälenden, ängstlichen Gedanken los zu werden. Aber er konnte doch nicht unterlassen, Friederiken noch einmal zu sehen. Noch einmal ritt er nach Sesenheim. Kurz, aber vielsagend ist sein Bericht über den Abschied. „Es waren" — schreibt er — „peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe." Ihr, die ihn so wahr und innig liebte und durch seine Untreue ihres Lebensglücks beraubt wurde, brach fast das Herz in bitterem Weh.

Im August 1771 kehrte der junge Doktor oder vielmehr Licentiat der Rechte Wolfgang Goethe von Straßburg nach Frankfurt zurück. Er gab sich dem Dichten und Treiben der Sturm- und Drangperiode hin und arbeitete an seinem Götz. Aber der Kummer, die Reue um die verlorene Liebe schwand nicht aus seinem Busen. Nur bei emsiger Arbeit vermochte er

auf kurze Zeit die ihn peinigende Gewissensqual zu vergessen. Die Nächte brachte er schlaflos in Sorge und Reue hin. Er schrieb Friederiken einen Abschiedsbrief, und ihre Antwort zerriß ihm das Herz. Wie er in seiner Lebensbeschreibung bekennt, fühlte er nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. „Sie war mir" — schreibt er — „ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. — Als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich, nach meiner alten Art, abermals Hülfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo, und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein."

In der That fehlt es in beiden Dramen nicht an Zügen, die an die eigenen Herzenserlebnisse des Dichters erinnern. Seinen Götz läßt er über die von Weislingen treulos verlassene Marie zu Sickingen sagen: „sie sitzt, das arme Mädchen, und verjammert und verbetet ihr Leben." Die edle Marie aber bricht beim Anblick des schwerkranken Untreuen in die Worte aus: „Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn! und nun ich ihm nahe, fühl' ich wie lebhaft." Reuevoll spricht der sterbende Weislingen: „Marie, warum bist du gekommen? Daß du jede schlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt. Verlaß mich! Verlaß mich! Daß ich sterbe;" und Marie erwidert ihm in inniger Theilnahme: „Laß mich bleiben. Du bist allein. Denk' ich sei deine Wärterin. Vergiß alles. Vergesse

dir Gott so alles, wie ich dir alles vergesse." An seinen Freund Salzmann schrieb Goethe von Frankfurt aus: „Wenn Sie das Exemplar Berlichingen noch haben, so schicken Sies nach Sessenheim unter Aufschrift an Mssll. . . . . ., ohne Vornahmen. Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird." In einem andern Briefe an den Straßburger Freund äußert er schmerzliche Entsagung mit den Worten, „es sei ihm immer was Trauriges, abgerissene Fäden in der Einbildungskraft anzuknüpfen," an anderer Stelle dagegen bittet er ihn, öfter zu schreiben, „um sich in seinen übrigen Schwärmereien wieder in die glücklichen Gegenden zurückzuziehen."

In seinem Drama Clavigo ist die „poetische Beichte und selbstquälerische Büßung" umfassender, — behandelt doch dies ganze Trauerspiel nur die Untreue aus Ehrgeiz. Schon die erste Scene läßt in die Seele des Dichters, der diesen Clavigo zeichnen und einen Carlos als dessen kaltberechnenden Freund und Verführer schaffen konnte, tiefe Blicke thun.

Man vergleiche die Stellen:

Clavigo: Geliebt von den Ersten des Königreichs, geehrt durch meine Wissenschaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Carlos, das spornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe was ich bin! Hinauf! hinauf! Und da kostet's Mühe und List! Man braucht seinen ganzen Kopf, und die Weiber, die Weiber! Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos: Narr, das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern sie gar nichts. Auch sag' ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, tröste mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen. Wie ich denn mit honetten Mädchen am ungernsten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen, hernach schleppt man sich eine Zeit lang herum, und kaum sind sie ein bisgen warm bey einem, hat sie der Teufel gleich mit Heiraths-gedanken und Heiraths-vorschlägen, die ich fürchte wie die Pest. Du bist nachdenkend, Clavigo?

Clavigo: Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlassen — hintergangen habe, nenn's wie du willst.

Carlos: Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur einmal in der Welt, hat nur einmal diese Kräfte, diese Aussichten, und wer sie nicht zum Besten braucht, wer sich nicht so weit treibt als möglich, ist ein Thor. Und heirathen! heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll, sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß du sie liebtest, das war natürlich; daß du ihr die Ehe versprachst war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hättest, wär's gar Raserey gewesen.

Clavigo: Sieh, ich begreife den Menschen nicht. Ich liebte sie warlich, sie zog mich an, sie hielt mich, und wie ich zu ihren Füßen saß, schwur ich ihr, schwur ich mir, daß es ewig so seyn sollte, daß ich der Ihrige seyn wollte, so bald ich ein Amt hätte, einen Stand — Und nun, Carlos!

Carlos: Es wird noch Zeit genug seyn, wenn du ein gemachter Mann bist, wenn du dich zu dem erwünschten Ziele aufgeschwungen hast, daß du alsdann, um all dein Glück zu krönen und zu befestigen, dich mit einem angesehenen und reichen Hause durch eine kluge Heirath zu verbinden suchst.

Clavigo: Sie ist verschwunden! Glatt aus meinem Herzen verschwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — Daß man so veränderlich ist!

Carlos: Wenn man beständig wäre, wollt' ich mich verwundern. Sieh doch, verändert sich nicht alles in der Welt, warum sollten unsere Leidenschaften bleiben? Sey du ruhig, sie ist nicht das erste verlaßne Mädchen, und nicht das erste, das sich getröstet hat.

In der großen Scene mit Beaumarchais läßt Goethe seinen Clavigo die reuevollen Betrachtungen über sich anstellen:

„O das war die Aussicht nicht, als das liebenswürdige Geschöpf dich die ersten Stunden ihrer Bekanntschaft mit all den Reizen anzog! Und da du sie verließest sahst du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! Welche Seligkeit wartete dein in ihren Armen! Marie! Marie! O daß du vergeben könntest, daß ich zu deinen Füßen das all abweinen dürfte!"

Dem Bruder der Verlaßnen gesteht Clavigo:

„Mein Betragen gegen Ihre Schwester ist nicht zu entschuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, all meine Plane, all meine Aussichten auf ein ruhmvolles Leben durch diese Heirath zu Grunde zu richten.“

Beim Wiedersehen Mariens bekennt er:

„Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in sein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenschaft für Sie fühlte, war's da Verdienst an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Uebereinstimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir schmeicheln konnte, dies Herz ganz zu besitzen? — Marie! Wie können Sie mich hassen, da ich nie aufgehört habe, Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch all den verführerischen Gesang der Eitelkeit und des Stolzes, hab ich mich immer jener seligen unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einschränkung zu Ihren Füßen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Aussichten vor uns gelegt sahen. —“

Und dann endlich die Vorstellungen des Carlos im Dialog mit dem unschlüssigen Clavigo im vierten Akt:

„Auf, auf mein Freund und entschließe dich. Sieh, ich will alles bey Seite setzen, ich will sagen, hier liegen zwey Vorschläge auf gleichen Schaalen, entweder du heirathest Marien, und findest dein Glück in einem stillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder du fährst auf der ehrenvollen Bahn deinen Lauf weiter nach dem nahen Ziele.“

Indem Clavigo der letztern Verlockung folgt, geht er unter.

Doch nicht allein die beiden Marien in Goethes Jugenddramen, und die ergreifende Schilderung in seiner Selbstbiographie sind Erinnerungen an die arme, edle Friederike, — auch die uns erhaltenen Lieder Goethes aus jener Zeit, und so vor allem die drei köstlichen Dichtungen, die hier besprochen wurden, sind unmittelbar Zeugen der tief rührenden Idylle von Sesenheim.

5.

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!
Daß ich Dich faßen möcht
In diesen Arm!
Ach an deinem Busen
Lieg ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind,
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm! Ich komme!
Wohin? Ach, wohin?
Hinauf! hinauf strebts.
Es schweben die Wolcken
Abwärts, die Wolcken
Neigen sich der sehnenden Liebe.

Mir! Mir!
In eurem Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen
Alliebender Vater!

In der Goetheforschung war es bisher streitig, welcher Periode im Leben und Schaffen des Dichters diese Ode angehört. Daß sie nicht in die Zeit nach dem Herbste 1781 fallen kann, ist zwar zweifellos (vgl. auch B. Suphan, im Goethe-Jahrbuch II, 1881 S. 107 flg.), desto zweifelhafter aber war bisher die Entstehungszeit vor dem Herbste 1781. Während die einen das Gedicht in das Frühjahr 1775 setzten, nahmen andere an, daß es erst in der weimarischen Zeit und zwar im Frühling 1777 oder 1778, andere, daß es erst im Frühjahre 1780 entstanden sein möge. Aeußere, thatsächliche Beweise für die Richtigkeit der einen oder andern Ansicht fehlen. Der Inhalt der Dichtung aber, der darin ausgesprochene Zug des Herzens zu einem alliebenden, in der Schönheit der Natur sich kund gebenden Wesen schien die Ansicht jener zu rechtfertigen, welche das Gedicht den gedankenreichen und schwungvollen Oden der weimarischen Periode anreihen. v. Loeper (Goethes Gedichte II. Thl. S. 328 flg.) hat das Verdienst, durch Hinweis auf den zweiten Brief in Werthers Leiden dargethan zu haben, daß alle jene Annahmen nicht zutreffend sind und das Gedicht Ganymed vielmehr schon dem Frühling 1774 angehört.

Jener Brief im Werther, vom 10. Mai, mag zur Vergleichung mit dem Gedichte hier Platz finden. „Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin so allein und freue mich so meines Lebens, in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühl von ruhigem Daseyn versunken, daß meine Kunst darunter

leidet. Ich könnte jetzo nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin niemalen ein grösserer Mahler gewesen als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräsgen mir merkwürdig werden. Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten, all der Würmgen, der Mückgen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach seinem Bilde schuf, das Wesen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält. Mein Freund, wenn's denn um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt meiner Geliebten; denn sehn ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes. Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

Die Tage von Wetzlar, die Zeit der heißen, schwärmerischen Liebe zu Lotte, lagen hinter Goethe. Er war wieder in Frankfurt. Sein „Werther" war bis Anfang März 1774 vollendet. Bewegt noch von der Werther-Stimmung und erfüllt von der pantheistischen Weltanschauung, die er beim Studium Spinozas sich aneignete, sprach er die Naturempfindung, die jener zweite Brief Werthers atmet, oder — um mich v. Loepers Ausdruck zu bedienen — das Aufgehen in die Natur, das bis zur Hingabe des Ich an die Elemente gesteigerte, selige Mitempfinden in diesem Frühlingsliede aus. Die Herrlichkeit eines Frühlingsmorgens ergreift den Dichter, die Natur in ihrer wonnevollen

Schönheit weckt die Liebe, die Sehnsucht zum Vater der Liebe, dessen Wirken und Wehen der Dichter in der gesamten Natur fühlt, und die Sehnsucht nach höherem, himmlischen Leben. Im Morgenglanze glüht ihn der Frühling an und strömt Liebeswonne in sein Herz. Er möchte ihn vor Lust umarmen. Er liegt in Grün und Blumen; die Blumen, die Blätter des Grases sind seinem Herzen nahe, und die Nachtigall ruft aus dem Nebelthale. Hinauf drängt es ihn, es drängt ihn, im Schooße der schwebenden Wolken aufwärts zu steigen, hinauf wie Ganymed an den Busen des allliebenden Vaters. Es ist fürwahr das Gedicht „gleichsam eine Rhythmisirung jenes Werther-Briefes“ in leichter metrischer Form. Der Dichter gab ihm die Ueberschrift „Ganymed“; denn er gedachte der schönen griechischen Mythe, nach welcher Zeus den phrygischen Jüngling einst auf dem Berge Ida sah und ihn durch einen Adler aufheben und in den Himmel tragen ließ, er gedachte der Verse Homers (Ilias 20. Gesang, 231 flg.):

Aber von Tros erwuchsen die drei untadligen Söhne,
Ilos, Assarakos auch, und der göttliche Held Ganymedes,
Welcher der schönste war der sterblichen Erdebewohner:
Ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
Wegen der schönen Gestalt, daß er lebte mit ewigen Göttern.

Von Goethe in seine „Vermischten Gedichte“ aufgenommen, erschien die Ode Ganymed 1789 in seinen „Schriften“ zum erstenmale gedruckt.

6.

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zews,
Mit Wolckendunst
Und übe, dem Knaben gleich
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn
Und meine Hütte
Die du nicht gebaut,
Und meinen Heerd
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts ärmers
Unter der Sonn' als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuren
Und Gebetshauch
Eure Mayestät:
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war
Nicht wußte wo aus wo ein
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär
Ein Ohr zu hören meine Klage,
Ein Herz wie meins
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverey?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest, jung und gut,
Betrogen, Rettungsdanck
Dem Schlafenden dadroben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Trähnen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit,
Und das ewige Schicksal
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht das mir gleich sey,
Zu leiden, zu weinen
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten
Wie ich!

Ein größerer Gegensatz als der zwischen der vorhergehenden, tiefreligiösen Sinn atmenden Ode und der vorliegenden Dichtung voll titanischen Freiheits-Dranges und -Trotzes läßt sich kaum

denken. Die Entstehungs-Geschichte dieses in seiner Art einzigen, gewaltigen Gedichtes (Herbst 1774) hat uns der Dichter selbst eingehend erläutert. Schon in der Rede „Zum Schäkespears Tag", die er im Jahre 1771 gehalten, hatte er den Dichter mit Prometheus verglichen, indem er sagte: „Shakespeare wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Grösse; darinn liegts dass wir unsere Brüder verkennen; und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschafft." In „Dichtung und Wahrheit" sagt er nun über sein eigenes Gedicht Prometheus: „Das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß denjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden, so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwiedern kann. — Indem ich mich nach Bestätigung der Selbstständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base derselben mein produktives Talent. Es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder der Theil eines schon vorhandenen. Gewöhnlich schrieb ich alles zur frühsten Tageszeit; aber auch Abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig. Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, daß sie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünstigt noch gehindert werden

könne, so mochte ich gern hierauf mein ganzes Dasein in Gedanken gründen. Diese Vorstellung verwandelte sich in ein Bild, die alte mythologische Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstätte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühlte recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produciren lasse, wenn man sich isolire. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit, und seitdem ich zu der Welt in einem breitern Verhältnis stand, fehlte es nicht an Kraft und Lust der Erfindung, aber die Ausführung stockte, weil ich weder in Prosa noch in Versen eigentlich einen Styl hatte, und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenstand war, immer wieder von vorn tasten und versuchen mußte. Indem ich nun hierbei die Hülfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschließen hatte, so sonderte ich mich, nach Prometheïscher Weise, auch von den Göttern ab, um so natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß. Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand schnitt ich mir nach meinem Wuchse zu und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu schreiben an, worin das Mißverhältniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neueren Göttern geräth, indem er auf eigne Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter sich zu beschweren völlig Ursache, weil man sie als unrechtmäßig zwischen die Titanen und Menschen eingeschobene Wesen betrachten konnte. Zu dieser seltsamen Komposition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der deutschen Literatur bedeutend geworden, weil dadurch veranlaßt, Lessing über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens sich gegen Jacobi erklärte."

Der Dichter des Götz und des Werther lebte und schuf zu Frankfurt als der Löwe der Literatur. Von der Weltanschauung erfüllt, die er durch das Studium Spinozas gewonnen, behandelte

er in Form eines Dramas den Prometheus, der, zum Trotz höherer Wesen, zu schaffen und zu bilden vermag. Der Stolz auf die geistige Selbständigkeit des Menschen, das Vertrauen auf den eigenen Willen, auf die eigene Schaffenskraft wurde hier mit festem, erhabenem Trotze gegen die überirdischen Mächte, ja mit Haß und Verachtung derselben energisch ausgesprochen. Es dichtete Goethe im Jahre 1773 die beiden ersten Akte des Dramas. So gehört der geniale Torso dieser Dichtung demselben Lebensabschnitte des Dichters an, in welchen die Anfänge seines größten dramatischen Werkes, seines Faust, fallen. Als Straßburger Student hatte er die Idee zu seinem Faust gefaßt, doch erst in den Jahren 1773 und 1774 begann er die gewaltige, tiefsinnige Dichtung, die sich durch alle seine Lebensperioden bis zum Ende von Goethe-Faust selbst hinzog und zum Hauptwerke, zur geistigen Gesamtsumme seines ganzen Lebens und poetischen Schaffens wurde. Damals entstanden auch die beiden ersten Akte des Dramas Prometheus.

Den dritten Akt sollte ein Monolog „Prometheus in seiner Werkstatt" eröffnen, worauf Minerva auftreten und eine Sinnesänderung des Titanen, eine Vermittlung einleiten sollte. Als diesen Monolog schuf Goethe im Herbst 1774 unser Gedicht.

Im höchsten Maße ist zu bedauern, daß er seinen Prometheus nicht weiter fortgesetzt, ihn nicht vollendet, sondern nur als dramatisches Fragment uns hinterlassen hat. Vollendet würde dies Drama zu dem Erhabensten gehören, was unser großer Dichter überhaupt geschaffen hat. Doch auch als Bruchstück ist die Dichtung bewundernswürdig, und mit ihr und als Theil von ihr, aber auch als selbständiges Ganze, das vorliegende Gedicht, das mit Gedankentiefe und markiger Kraft den Charakter des ganz auf sich angewiesenen Menschenbildners Prometheus in seinem übermütigen Freiheitstrotze uns darstellt und die Bestimmung des Menschen, frei und unabhängig sich selbst zu helfen, entschieden ausspricht. So harmonirt das Gedicht vollkommen mit

dem Inhalt des ersten und zweiten Aktes. Dort spricht Prometheus zu Merkur:

Ich bin kein Gott
Und bilde mir so viel ein als einer.
Unendlich? — Allmächtig? —
Was könnt Ihr?
Könnt Ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde
Mir ballen in meine Faust?
Vermögt Ihr zu scheiden
Mich von mir selbst?
Vermögt Ihr mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

und ruft, zu seinen Statuen gewandt:

Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl' ich mich;
Hier alle meine Wünsche
In körperlichen Gestalten.
Meinen Geist so tausendfach
Getheilt und ganz in meinen theuren Kindern.

Im zweiten Akte ruft Prometheus im Thal am Fuße des Olympus, voll Stolz und Uebermuth:

Sieh nieder, Zeus,
Auf meine Welt: sie lebt!
Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten
Wie ich!

Mit denselben Worten schließt unser Gedicht. Einen Anklang an diesen Schluß (wenn auch in anderem Zusammenhang, mit anderer Beziehung) finden wir auch im ersten Briefe Goethes an Auguste Gräfin zu Stolberg, vom Januar 1775, in den

Worten wieder: „Mußte er (der Unendliche) Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht das ihm ähnlich sey, was müssen wir fühlen wenn wir Brüder finden, unser Gleichniß, uns selbst verdoppelt.“

Das ganze Gedicht spricht den Gedanken des Dramas, die trotzige prometheïsche Willensstärke, gedrängt und energisch aus.

F. H. Jacobi erhielt bei seiner Anwesenheit zu Frankfurt im Januar oder Februar 1775 von Goethe eine Abschrift dieses Gedichtes, und er, der es als eine in sehr harten Ausdrücken gegen alle Vorsehung gerichtete Dichtung ansah, zeigte dasselbe, als er am 6. Juli 1780 Lessing in Wolfenbüttel besuchte, dem vielangefochtenen Vertreter der Gedankenfreiheit und Humanität als eine anonyme Dichtung mit den Worten: „Sie haben so manches Aergernis gegeben; so mögen Sie wohl auch einmal eins nehmen.“ Lessing aber las mit Interesse das Gedicht und erwiderte, der Gesichtspunkt, aus dem dasselbe genommen, sei sein eigener, und es gefalle ihm sehr. Bei Herausgabe seiner Streitschrift: „Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn“ (1785) ließ Jacobi indiskret genug das Goethesche Gedicht abdrucken und teilte Lessings Aeußerung mit. Er gab vorsorglich das Gedicht auf einem besonderen unpaginirten Blatte, damit dasselbe, wenn es etwa confiszirt würde, durch ein anderes Blatt ersetzt werden könnte. Es wurde nicht confiszirt, Moses Mendelssohn aber hielt sich verpflichtet, seinen inzwischen dahingeschiedenen Freund Lessing gegen die Beschuldigung, ein Anhänger Spinozas gewesen zu sein, zu vertheidigen. Mit schon erschöpften Kräften und in sehr gereiztem Zustande verfaßte er die Schrift: „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings“, doch kurz darauf, am 4. Januar 1786, schied er, infolge einer Erkältung aus dem Leben. Am 25. Mai 1814 schrieb von Dresden aus Grotthus über Mendelssohn an Goethe: „Jacobi, den er schätzte, hat ihn tief verwundet. Als er seine Antwort an Nicolai gebracht, kam er ganz ermattet zu Hause und sagte: ‚Nun ist der Plunder im Drucke‘. Als er

sich sterbend fühlte, ließ er sich Lessings Büste vor das Bett setzen, sein letzter Blick fiel auf ihn und ein Kopfnicken mit dem Worte Freund begleitete diesen Blick." Mit Recht konnte Goethe in „Dichtung und Wahrheit" über sein Gedicht weiter bemerken: „Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer entdeckte und zur Sprache brachte: Verhältnisse, die ihnen selbst unbewußt, in einer sonst höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufälligkeiten, einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren."

Schon im Jahre 1777 änderte Goethe einiges an dem Gedichte. Im Jahre 1788 nahm er es in vorstehender Fassung in die „Vermischten Gedichte" und so in seine Werke auf.

Das Drama Prometheus aber blieb unvollendet, ja Goethe hielt seine Originalhandschrift vom Jahre 1773 für verloren. Da wurde endlich im Jahre 1819 im fernen Rußland im Nachlasse des schon 1792 gestorbenen Lenz eine Abschrift des Fragments aufgefunden, die Lenz einst vom Manuskript des Dichters entnommen hatte. Seebeck (vergl. Kuno Fischer: Erinnerungen an Moritz Seebeck, Heidelberg 1886. S. 133 flg.) erhielt durch einen Freund davon Kunde, teilte sie Goethe mit, der in seiner Antwort vom 5. Juni 1819 das Fragment ein „verirrtes Dichtwerk" nannte, und vermittelte am 11. Dezember 1819 die Uebersendung einer vollständigen Abschrift an ihn. Seine Jugenddichtung erschien dem nun siebenzigjährigen Dichter wie neu. Er schrieb darüber am 30. Dezember 1819 an Seebeck: „Der Prometheus nimmt sich wunderlich genug aus, ich getraute mich kaum, ihn drucken zu lassen, so modern, sansculottisch sind seine Gesinnungen; wie wunderlich dies alles seit so vielen Jahren in den Geistern hin- und niederwogt!" Es war die Zeit der nationalen, freiheitlichen Bewegung der deutschen Jugend, welche die Polizeimaßregeln des Bundestages zu dämmen suchten. Als Goethe dem Freunde Zelter Mitteilung von dem wiederaufgefundenen Prometheus gemacht hatte, fügte Zelter einem Brief

an ihn vom 19. April 1820 die drollige Nachschrift bei: „Den Prometheus habe ich mir abgeschrieben; das ist ein Kerl." Der greise Goethe aber erwiederte ihm von Karlsbad aus am 11. Mai 1820: „Wunderlich genug daß jener von mir selbst aufgegebene und vergeßene Prometheus gerade jetzt wieder auftaucht. Der bekannte Monolog, der in meinen Gedichten steht, sollte den dritten Akt eröffnen. Du erinnerst Dich wohl kaum, daß der gute Mendelssohn an den Folgen einer voreiligen Publikation desselben gestorben ist. Lasset ja das Manuskript nicht zu offenbar werden, damit es nicht im Druck erscheine. Es käme unserer revolutionären Jugend als Evangelium recht willkommen, und die hohen Kommissionen zu Berlin und Mainz möchten zu meinen Jünglings-Grillen ein sträflich Gesicht machen."

Nach der russischen Kopie erschien Goethes dramatisches Fragment Prometheus erst 1830 in der Ausgabe letzter Hand, mit der hier vorliegenden Dichtung als Anfang des dritten Aktes.

7.

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben?
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles was du liebtest,
Weg warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach wie kamst du nur dazu?

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?

Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verändrung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich loß!

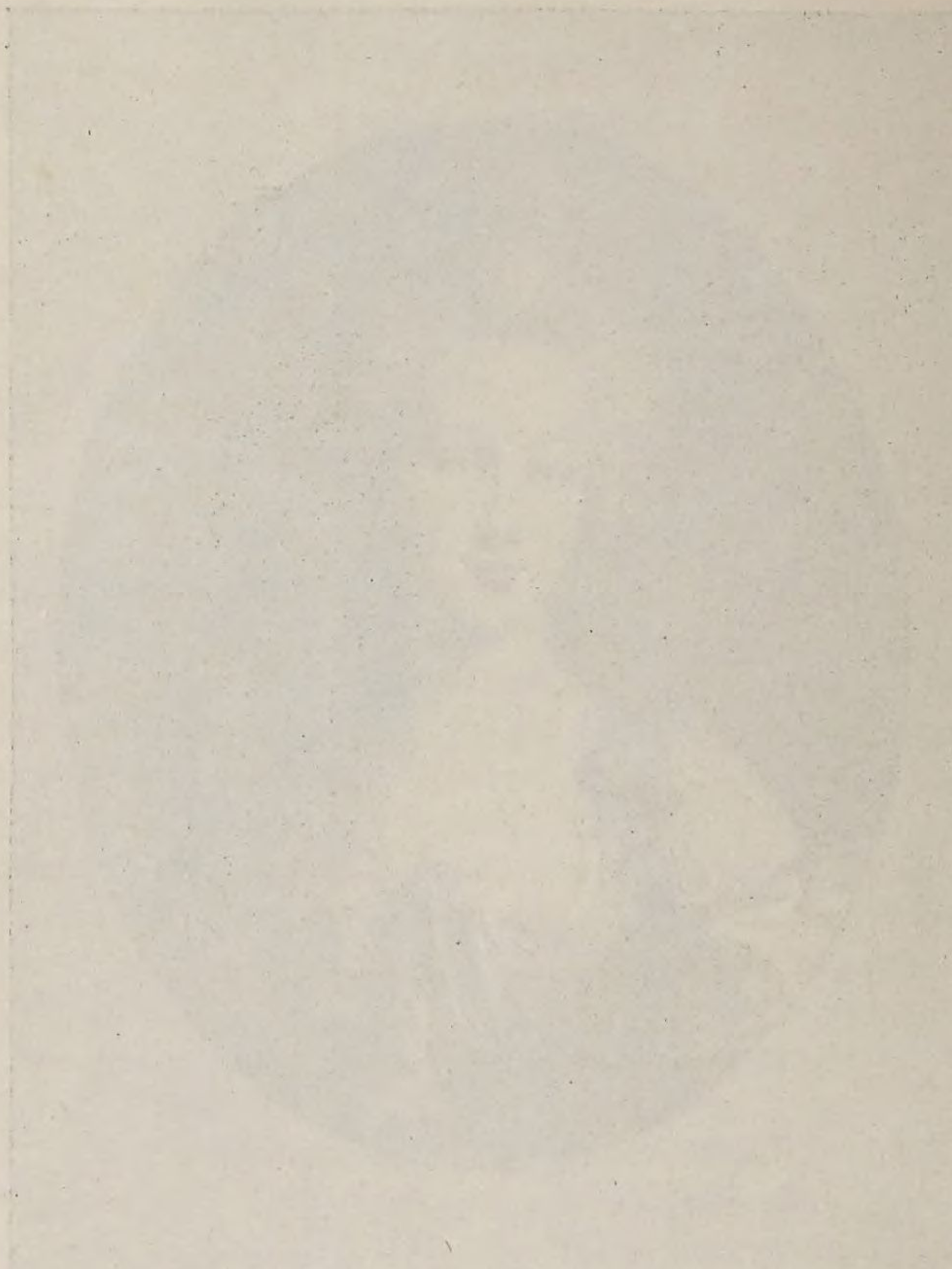
Man hat dies Lied der Sesenheimer Periode zuteilen wollen, — sehr unrecht, nach allen Umständen und nach Goethes eigenem Zeugnis galt dasselbe seiner Liebe zu Lili und ist in den ersten Monaten des Jahres 1775 entstanden.

Anna Elisabeth Schönemann, Kosename Lili, war die schöne, liebenswürdige und hochgebildete, aber auch ihrer Schönheit bewußte und verwöhnte Tochter des verstorbenen Bankiers Schönemann zu Frankfurt a. M. Sie war kein einfach-treuherziges Mädchen wie Käthchen Schönkopf, keine ländlich-liebliche Friederike, sie war eine junge, feine Salondame, aber von reiner, kindlicher Natur. Die treffliche Abhandlung „Goethes Lili" von Albert Bielschowsky in Westermanns Monatsheften, August 1887 S. 593 flg., hat ihr Bild und Wesen in voller Wahrheit gezeichnet.

In dem Schönemannschen Hause, in der Gesellschaft, welche die verwitwete Frau Schönemann (Inhaberin eines großen Bankgeschäftes am Kornmarkt) um sich zu versammeln pflegte, lernte der junge berühmte Dichter, Rechtsanwalt Goethe, um Neujahr 1775 die sechzehn und ein halb Jahre alte Tochter, die elegante und reizende Blondine mit den großen dunkelblauen Augen kennen und wurde von ihren Reizen gefesselt. Im Greisenalter äußerte er zu Eckermann, Lili sei die erste gewesen, die er



Lili Schönemann.



tief und wahrhaft geliebt. Sie erwiederte seine Liebe lebhaft mit wahrer, tiefer Neigung. Zwischen ihnen entspann sich ein zartes, anmutiges, leidenschaftliches Liebesverhältnis, heiter im Entstehen, idyllisch im Fortgange, tragisch am Ende durch gegenseitiges Entsagen.

Ein wechselseitiges Bedürfnis, eine Gewohnheit, sich zu sehen, trat bald ein. Goethe hätte sie aber manchen Tag, manchen Abend entbehren müssen, wenn er sich nicht hätte entschließen können, die Geliebte in ihren Zirkeln zu sehen. Hieraus erwuchs ihm mannigfaltige Pein. An die Aeußerlichkeiten und deren Folgen hatte er nicht gedacht. Ein unbezwingliches Verlangen war bei ihm herrschend geworden, er konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne ihn sein, aber in der Umgebung und bei den Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreises ergaben sich da oft „Mißtage und Fehlstunden". Wie glücklich, wenn er mit der Geliebten allein sein konnte! An Auguste Gräfin zu Stolberg schrieb er im Januar: „Sie fragen ob ich glücklich bin? Ja meine Beste ich bins, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weis Gott." Doch er sah sich genötigt, oft genug an den Gesellschaftsabenden teilzunehmen und, um gegen die Tages- und Modemenschen nicht abzustechen, sogar seine Kleidung von Zeit zu Zeit zu verändern und wieder zu verändern. Ein fremdes, neues, geräuschvolles Leben hatte ihn erfaßt, die Verwandlung seines bisherigen Zustandes war groß. Seine bisherigen Liebhabereien, seine Neigungen, seine Schaffenslust schienen dahingeschwunden, untergegangen in der neuen Leidenschaft. Groß, ja unwiderstehlich war die Macht, welche die Jugend und Anmut der Geliebten auf ihn übten, und vergeblich sein vom innern Freiheitsdrang gebotenes Bemühen, sich loszureißen. Die Zauberkraft der Mädchenschönheit und Liebe zwang ihn, in Lilis Zauberkreise auf ihre Weise zu leben.

Als ein leidenschaftlicher Ausdruck seiner Empfindungen

entstand daher dieses Gedicht, das schon in der Ueberschrift seine Situation sinnig bezeichnet und in jedem Worte seine Stimmung treu wiedergibt.

Ursprünglich hatte die zweite Strophe statt der Worte:

„Mich ermannen, ihr entfliehen"

vielmehr:

„Sie mit festem Vorsatz fliehen."

So lautet die Handschrift, welche Merck besaß.

In „Dichtung und Wahrheit" macht Goethe zu diesem Gedicht und zu dem folgenden: „An Belinden" die Bemerkung: „Hat man sich diese Lieder aufmerksam vorgelesen, lieber noch mit Gefühl vorgesungen, so wird ein Hauch jener Fülle glücklicher Stunden gewiß vorüber wehen."

In der Iris, März 1775, erschien unser Lied gedruckt, und als im Jahre 1788 der Dichter für seine Schriften die „Vermischten Gedichte" sammelte, nahm er dies der Frankfurter Zeit angehörende Lied mit auf.

8.

An Belinden.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach in jene Pracht
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht,

Heimlich in mein Zimmerchen verschloßen,
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umfloßen,
Und ich dämmert ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst,
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegen über stellst?

Reitzender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb und Güte,
Wo du bist, Natur.

Zu derselben Zeit wie das vorige Lied — Februar 1775 — entstand auch dieses Gedicht und behandelt, ebenfalls der Lili gewidmet, dasselbe Thema in tiefpoetischer Form.

Daheim, in seinem Zimmer im Mondschein von der Geliebten träumend, war er so selig. Aber sie, die geliebte Lili, zog ihn mit unwiderstehlicher Macht zu sich in den Saal ihres elterlichen Hauses, wo er in vornehmer Gesellschaft beim Glanze der Lichter am Spieltisch sitzen, im Verkehr mit fremden, oft unerträglichen Personen weilen mußte. „Wenn Sie sich, meine Liebe" — schrieb er am 13. Febr. 1775 an Auguste Gräfin zu Stolberg — „einen Goethe vorstellen können, der in galonirtem Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Conzert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe." Aber es war in Wirklichkeit kein leichtsinniges Hofmachen, es war ein gegenseitiges leidenschaftliches Liebesverhältnis. Lili in ihrer Anmut, mit ihrem

„Blick voll Treu und Güte", war dem jungen überschäumenden Dichter anziehender als Frühling und Natur. Die hellen wie die dunkeln Stunden waren ihm einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage.

Aus dieser Empfindung heraus schuf Goethe das Lied.

Als er sein Singspiel Erwin und Elmire 1775 vollendet hatte, gab er der Geliebten, die er mit dem damals gangbaren Liebesnamen „Belinde" nannte, das erste Exemplar mit dem kleinen Widmungsgedichte:

Den kleinen Strauß, den ich dir binde,
Pflückt' ich aus diesem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf, Belinde!
Der kleine Strauß, er ist von mir.

Dieselbe Widmung „An Belinden" setzte er über sein Lied, als es im Märzheft der Iris 1775 gedruckt erschien, und dasselbe behielt diese Ueberschrift, als er es im Jahre 1788 in seine „Vermischten Gedichte" und 1789 in seine Schriften aufnahm.

Werfen wir auf die Fortgestaltung jenes Verhältnisses noch einen Blick.

Das zutraulich freundliche Benehmen, das Lili in ihrem Kreise andern erwies und von ihnen dahinnahm, rief wohl bei dem feurigen Jüngling bisweilen eifersüchtige Entrüstung hervor, und Lili mußte unter seinem oft ganz plötzlichen Stimmungswechsel viel leiden. Der Johanna Fahlmer, der er in einem Briefe vom 5. März 1775 geschrieben, „Lili sei gar lieb", teilte er Tags darauf mit: „Lili ist uns mit ihrer Mutter in einer Kutsche begegnet, ich war sehr dumm und toll." Sein Zustand „wechselte von Stund zu Stund." Diese Stimmungen klingen auch in seinem Drama Stella wieder, das er damals während seines Liebesverhältnisses zu Lili dichtete. Aber die herzliche Liebe des reizenden Mädchens versöhnte und fesselte ihn bald wieder, er wurde von ihr, die (nach seinem Ausruf im Briefe an Johanna

Fahlmer vom 9. April 1775) „schön wie ein Engel und noch viel besser als schön“, wieder ganz bezaubert und vermochte den Kreis der Verehrer Lilis als Menagerie und unter ihnen sich selbst als Bär in dem köstlichen Gedichte „Lilis Park“ humoristisch zu schildern. Beide erfüllte das Gefühl eines wechselseitigen unbedingten Behagens, die volle Ueberzeugung, daß eine Trennung unmöglich sei, und das gleichmäßige gegenseitige Vertrauen. Vielleicht bezieht sich auch hierauf die bedeutsame Stelle im Briefe Goethes an Herder vom 25. März 1775: „Es sieht aus als wenn die Zwirnsfädgen, an denen mein Schicksal hängt, und die ich schon so lange in rotirender Oscillation auf und zutrille, sich endlich knüpfen wollten.“

Das Verlobungswort war noch nicht ausdrücklich ausgesprochen. Die Bedenken der beiderseitigen Familien und der Freunde Goethes gegen diese Verbindung konnten aber nur dazu beitragen, sie umsomehr zu befestigen. Da wußte eine Hausfreundin, Helena Dorothea Delph aus Heidelberg, welche Lili von Jugend auf kannte und liebte und bei ihrem Besuche der Frankfurter Ostermesse 1775 den Zustand des liebenden Paares erkannt hatte, die Zustimmung der Eltern zu vermitteln. „Eines Abends“ — erzählt Goethe in seiner Lebensbeschreibung — „trat sie zu uns und brachte die Einwilligung. „„Gebt euch die Hände!““ rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.“ So ward Goethe Verlobter. Er stellt darüber die Betrachtung an: „Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei. Ich darf wohl sagen, daß es für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen sei. Es ist erfreulich, sich jene Gefühle zu wiederholen, die sich schwer aussprechen und kaum erklären lassen. Mit sittlichem Beifall

aber wird man vernehmen, daß von dem Augenblick an eine gewisse Sinnesänderung in mir vorging. War die Geliebte mir bisher schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person; ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlt' ich wie sonst; aber der Werth ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Kapitals, von dem ich zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hätte."

Unmittelbar setzt er jedoch hinzu: auf dem Gipfel der Zustände halte man sich nicht lange, und der Trugschluß, den die Leidenschaft so bequem finde, sei nun in seiner völligen Incongruenz nach und nach hervorgetreten. Der energische Drang nach voller genialer Freiheit und die peinliche Angst, sich jetzt für alle Zeit binden zu müssen, wurden in Goethes Busen von neuem rege. An Herder schrieb er im Mai: „Dem Hafen häuslicher Glückseeligkeit und festem Fuse in wahrem Leid' und Freud der Erde wähnt ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen." Wie er in einer späteren Lebensperiode vor Frau v. Stein nach Italien flüchtete, so im Frühling 1775 vor Lili mit den Grafen Stolberg nach der Schweiz. In dem Briefe, den er an Johanna Fahlmer von Straßburg aus schrieb, nennt er sich einen durchgebrochenen Bären, eine entlaufene Katze. Doch die Liebe zu Lili begleitete ihn auch nach der Schweiz. Am Züricher See, im Anblick der prächtigen Alpennatur, dichtete er:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick?
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Als er an ihrem Geburtstage auf dem St. Gotthard stand, hing das goldene Herzchen, das er in schönster Stunde von ihr

erhalten hatte, noch an demselben Bändchen, an welchem sie es angeknüpft, an seinem Halse. Er küßte es und dichtete das innige Lied:

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?
Flieh' ich, Lili, vor dir! ꝛc.

Nach zehn Wochen kam er nach Frankfurt zurück. Es hatte sich kein Verhältnis der Eltern unter einander, kein Familienzusammenhang bilden können, die Verschiedenheit der Religion und der Sitten verhinderte es; und wollte die Braut als junge Gattin einigermaßen die gewohnte Lebensweise fortsetzen, so fand sie in dem doch recht geräumigen Goethehause keinen Raum und keine Gelegenheit. Goethes Schwester, die sich in ihrer eigenen Ehe unglücklich fühlte, widerriet leidenschaftlich die Verbindung. Lilis Verwandte machten die Braut vor der Zukunft besorgt und brachten sie gegen die Eigentümlichkeiten des Bräutigams auf. Auch von seinem früheren Verhältnis zu Friederike Brion hatte man erfahren und bestürmte Lili, mit dem Bräutigam zu brechen. Lili allein beharrte in ihrer Liebe und verzieh, sein Genie bewundernd, alle seine Unarten; sie erklärte sich sogar dazu entschlossen, dem Geliebten nach Amerika zu folgen. Aber von Goethes Stimmungswechsel geplagt, äußerte sie Launen, und diese verstimmten den jungen feurigen Dichter. Sein Traum, daß Lili sich ganz nach ihm bilde und nur für ihn lebe, erschien ihm selbst nur als bloser Traum, und der Gedanke, der Freiheit seines Genius Fesseln anzulegen, wurde ihm immer drückender. In einem Brief von Offenbach d. d. 3. August 1775 an Gräfin Stolberg schüttet er sein Herz aus: „Hier in dem Zimmer des Mädgens das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich! — Hundertmal wechselt's mit mir den Tag! — Es ist ein Schröcklicher Zustand die Sinnlosigkeit.

In der Nacht tappen ist Himmel gegen Blindheit. — Lang halt ich's hier nicht aus ich muss wieder fort — Wohin! — — Unseeliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punckt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde!" —

Je näher die Vermählung rückte, um so mehr scheute sich sein maßloser Freiheitsdrang vor voller Hingabe, — um so größer wurde die Erkältung und Entfremdung, — um so peinlicher Goethes Herzensangst. Zwischen Heirat und Entsagung mußte endlich entschieden werden, und Goethe sowohl wie die Familie Schönemann trafen die Entscheidung in letzterem Sinn. Die Verlobung ward zurückgenommen, Goethe war wieder frei, aber damit war nicht die Liebe zu Lili in seinem Herzen erloschen. Lange noch klang diese Neigung in seinem Fühlen, Denken und Dichten fort. Noch in den letzten Wochen, die seiner Abreise von Frankfurt nach Weimar vorhergingen, trieb ihn abends die innere Unruhe zu ihrer Wohnung. In einen großen Mantel gehüllt, schlich er in der Stadt umher, an den Häusern seiner Freunde und Bekannten vorbei, und versäumte nicht, an Lilis Fenster zu treten. Sie wohnte im Erdgeschoß eines Eckhauses, die grünen Roulleaux waren niedergelassen. Er konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze standen. Bald hörte er Lili zum Klavier singen; es war sein eigenes hier vorliegendes Lied, das er an sie gedichtet:

Warum ziehst du mich unwiderstehlich 2c.

Es schien ihm, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, er hatte das Ohr so nahe angedrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte, und konnte deutlich jedes Wort verstehen. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah er an dem Schatten, der auf die Roulleaux fiel, daß sie aufgestanden war. Sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte er den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz, sich wegzubegeben, ihr nicht durch seine

Gegenwart beschwerlich zu sein, ihr wirklich zu entsagen, und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen sein Wiedererscheinen machen müßte, konnten ihn bestimmen, die so liebe Nähe zu verlassen.

Wie tief ergriffen und erschüttert er war, erhellt aus dem Herzenserguß, den er am 30. Oktober 1775 in Ebersstadt seinem Reisetagebuch anvertraute: „Lili Adieu Lili zum zweitenmal! Das erstemal schied ich noch hoffnungsvoll unsere Schicksaale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsre Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht! — Adieu — — — Bin ich denn nur in der Welt mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden — —.“ Und Lili? Obschon tief ergriffen, maß sie weniger dem Geliebten als seinem Genius die Schuld bei. Sie selbst vertheidigte ihn später gegen ihre Familie; „man dürfe“ — sagte sie — „Goethe nicht mit einem andern, wenn auch noch so ausgezeichneten Liebhaber vergleichen, weil sich eine Welt von Ideen und Gefühlen in ihm bewegte und er mehr dem Genius, der ihn beherrschte, als sich selbst angehörte.“

9.

Bundes Lied.

In allen guten Stunden
Erhöht von Lieb und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen seyn
Uns hält der Gott zusammen
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unsre Flammen,
Er hat sie angefacht.

So glühet fröhlig heute,
Seyd recht von Herzen eins,
Auf! Trinckt erneuter Freude
Dieß Glas des ächten Weins.
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an und küsset treu
Bey jedem neuen Bunde
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unserm Kreise
Und lebt nicht selig drin,
Genießt der freyen Weise
Und treuen Bruder Sinn?
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesegnet
Mit freyem Lebensblick,
Und alles was begegnet
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget
Verknickt sich keine Lust,
Durch Zieren nicht geenget
Schlägt freyer unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange
Wenn alles steigt und fällt,
Und bleiben lange! lange!
Auf ewig so gesellt.

Ich bin mit den Schlußbemerkungen zum vorigen Liede um einige Wochen vorausgeeilt. Als das „Bundeslied“ entstand,

war Goethe mit Lili noch verbunden, wenn ihn auch die Ahnung baldiger Aenderung dieses Verhältnisses erfüllte.

Dem Freundeskreise im nahen Offenbach, welchen Goethe und Lili sowie Musiker Johann André und dessen Frau bildeten, hatte sich der reformirte Prediger Johann Ludwig Ewald in Offenbach angeschlossen, der geistreich heiter die Gesellschaft zu beleben wußte. Als derselbe sich mit der Frankfurterin Rachel Gertrud du Fay vermählte, dichtete Goethe zur Aufnahme des neuen Paares in den Freundeskreis dies Lied, es wurde von den vier Mitgliedern des letztern am Abend des 10. September 1775 gesungen.

Damals aber hatte das Lied eine an diese persönlichen Beziehungen unmittelbar anknüpfende Fassung. Es lautete:

Den künftgen Tag und Stunden
Nicht heut dem Tag allein,
Soll dieses Lied, verbunden
Von uns, gesungen seyn.
Euch bracht ein Gott zusammen
Der uns zusammen bracht.
Von schnellen ewgen Flammen
Seyd glücklich durchgefacht!

Ihr seyd nun Eins ihr Beyde,
Und wir mit euch sind eins.
Auf, trinkt der Dauer Freude
Ein Glas des ächten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an! und küsset treu
Bey diesem neuen Bunde
Die Alten wieder neu.

Nicht lang in unserm Kreise
Bist nicht mehr neu darin;
Kennst schon die freye Weise
Und unsern treuen Sinn.

So bleib zu allen Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Durch keine Kleinigkeiten
Werd' unser Bund gestört!

Uns hat ein Gott gesegnet,
Rings um mit freyem Blick,
Und, wie umher die Gegend,
So frisch sey unser Glück;
Durch Grillen nicht gedränget
Verknickt sich keine Lust:
Durch Zieren nicht geenget
Schlägt freyer unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn
Und heiter immer heiter
Steigt unser Blick hinan;
Und bleiben lange lange
Fort ewig so gesellt.
Ach! daß von Einer Wange
Hier eine Thräne fällt!

Doch ihr sollt nichts verlieren
Die ihr verbunden bleibt,
Wenn einen einst von Vieren
Das Schicksal von euch treibt;
Ists doch als wenn er bliebe!
Euch ferne sucht sein Blick;
Erinnerung der Liebe
Ist wie die Liebe, Glück.

v. Loeper hat vermutet, daß diese letzte Strophe den Abgang Goethes nach Weimar verkündet habe, doch dürfte diese Annahme wohl unrichtig sein, da Karl August erst später in Frankfurt ankam. Die Strophe findet ihre Erklärung in den ängstlichen Gefühlen, die in Veranlassung seines Verhältnisses

zu Lili damals das Herz des Dichters stürmisch bewegten, und in den geheimen Plänen, die er hegte. Der ausführliche und bedeutsame Brief, den er wenige Tage darauf, vom 14. bis 19. September 1775 an Gräfin Auguste Stolberg schrieb, gibt darüber Aufschluß. „Offenbach!“ — schreibt er — „In einem Kreise von Menschen, die mich recht lieb haben, offt mit mir leiden! Es ist nun so! — da ist ein junges Paar in der Stube, das erst seit acht Tagen verheurathet ist! — Sonntag den 17ten, Nachts zehen. Ist der Tag leidlich und stumpf herumgegangen, da ich aufstund war mir's gut, ich machte eine Scene an meinem Faust. Vergängelte ein paar Stunden. — Und nun sizz ich dir gute Nacht zu sagen. Mir wars in all dem wie einer Ratte die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürpft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Essbaare das ihr in Weeg kommt und ihr innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer. Heut vor acht Tagen war Lili hier. Und in dieser Stunde war ich in der grausamst feyerlichst süsesten Lage meines ganzen Lebens (mögt ich sagen). O Gustgen warum kann ich nichts davon sagen! Warum! Wie ich durch die glühendsten Trähnen der Liebe, Mond und Welt schaute und mich alles seelenvoll umgab. Und in der Ferne die Waldhorn, und der Hochzeitgäste laute Freuden. Gustgen auch seit dem Wetter bin ich — nicht ruhig aber still — was bey mir still heisst und fürchte nur wieder ein Gewitter, das sich immer in den harmlosesten Tagen zusammenzieht. — Montag den 18. — O Gustgen! Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuss und Leiden, die Seeligkeit die Menschen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskrafft und überspannten Sinnlichkeit, Himmel auf und Höllen ab getrieben werden. — Montag Nacht halb zwölf. Frankf. an meinem Tisch. — Lili heut nach Tisch gesehn — in der Comödie gesehn. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! — Wär ich das los. O Gustgen — und doch zittr' ich vor dem Augenblick da sie mir gleichgültig, ich hofnungslos werden könnte. —

Aber ich bleib meinem Herzen treu, und lass es gehn. Es wird — Dienstag sieben Morgens. — Im Schwarm! Gustgen! Ich lasse mich treiben, und halte nur das Steuer dass ich nicht strande. Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädgen nicht ab — heut früh regt sichs wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen. — Eine grose schwere Lection!" Er dachte, wie aus einem Briefe an Lavater hervorgeht, an Flucht nach Italien; dem Freunde Merck gestand er: er sei wieder arg gestrandet und möchte sich tausend Ohrfeigen geben, daß er nicht zum Teufel gegangen, als er (auf dem Gotthard) flott gewesen, er passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken, selbst ohne den Willen der Eltern. In diesem Gefühle, daß ihn das Schicksal von den Freunden hinwegtreiben werde, dichtete Goethe den Schluß der fünften und die sechste Strophe und widmete dem Offenbacher Kreise das Lied gewissermaßen als ein Vermächtnis zu Erhaltung seines Andenkens.

Mit der Ueberschrift: „Bundeslied, einem jungen Paar gesungen von Vieren", erschien das Lied im Februarheft des Merkur 1776 zum erstenmal gedruckt. Doch schon im Jahre 1777 nahm Goethe eine wesentliche Umgestaltung des Liedes vor, und als er im Jahre 1788 seine „Vermischten Gedichte" sammelte, schied er aus dem Bundesliede alle persönlichen und örtlichen Beziehungen aus, ließ daher auch jene Schlußstrophe hinweg und hob dieses Gelegenheitsgedicht durch meisterhafte Umdichtung auf die Höhe eines allgemeinen Gesellschaftsliedes für Freunde. In dieser hier vorstehenden Fassung wurde es von ihm 1789 in seine Schriften aufgenommen.

So wurde es auch bald darauf von Zelter komponirt. Der erste Brief, den er an Goethe am 11. August 1799 schrieb, erwähnt seine Komposition mit dem Erbieten, ihm dieselbe zu überschicken, und im Briefe vom 30. Januar 1800 teilt er dem Dichter mit, daß er das Bundeslied von hundert und zwölf klingenden Stimmen an einer Tafel habe singen hören und „erfahren habe, was ein deutscher Vers könne". Es folgte die

Reichardtsche Komposition. Mit dieser oder mit der alten Volksweise des nachherigen Schenkendorfschen Liedes: „Wenn Alle untreu werden ꝛc." wurde das Lied namentlich auf den deutschen Universitäten heimisch. Wie von Loeper (Goethes Werke, I. Bd. Gedichte, 1. Teil S. 334) mitteilt, ward das Bundeslied schon im Jahre 1803 bei der Erinnerungsfeier der Berliner Montagsgesellschaft, auch einige Jahre später zu Königsberg in Schenkendorfs Verein „Blumenkranz des Baltischen Meeres" und hier am Schlusse jeder Zusammenkunft gesungen. Mit Recht konnte Goethe in seiner Lebensbeschreibung sagen: „Da dies Lied sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und nicht leicht eine muntere Gesellschaft beim Gastmahl sich versammelt, ohne daß es freudig wieder aufgefrischt werde, so empfehlen wir es auch unsern Nachkommen und wünschen allen, die es aussprechen und singen, gleiche Lust und Behagen von innen heraus, wie wir damals, ohne irgend einer weitern Welt zu gedenken, uns im beschränkten Kreise zu einer Welt ausgedehnt empfanden."

Das Lied regte ferner auch andere zu ähnlichen Dichtungen an, und eine derselben wurde für die akademischen Jugendkreise von so hoher Bedeutung, daß sie hier nicht unerwähnt bleiben mag. Im Jahre 1815 dichtete E. M. Arndt nach Goethes Gedichte sein „Bundeslied", und als am 12. Juni 1815 zu Jena die erste deutsche Burschenschaft gegründet wurde, erklang neben Arndts Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?" in der kräftigen Melodie von stud. Johannes Cotta zugleich auch das von Georg Friedrich Hanitsch schwungvoll komponirte Arndtsche Bundeslied: „Sind wir vereint zur guten Stunde" zum erstenmale und wurde seitdem das Bundeslied der deutschen Burschenschaft.

Zehn Jahre später diente Goethes Lied zur Feier seines Ehrentages. Es war der 7. November 1825, das goldene Jubiläum des Dichters. Ueber 200 Personen hatten sich zum Festmahle im reich und sinnig geschmückten Stadthaus-Saale zu Weimar versammelt. Der Staatsminister Freiherr v. Gersdorf

brachte den enthusiastisch aufgenommenen Toast aus: „Dem großen Namen, den wir feiern — Goethen! Ihm, den, so lange schöne Kunst und Wissenschaft dem menschlichen Geiste die höchsten Preisaufgaben stellen, als Doppelsieger die spätesten Jahrhunderte feiern werden — unserem Goethe!“ Und als die Stanzen, welche der Kanzler v. Müller zu der goldenen Denkmünze auf Goethe gedichtet hatte, von dem Hofschauspieler Oels mit aller Kraft seines schönen Organs und deklamatorischen Talents vorgetragen worden waren, brauste als gemeinsames Festlied nach Zelters Komposition Goethes Bundeslied:

„In allen guten Stunden ꝛc.“

durch den Saal.

10.

Jägers Abendlied.

Im Felde schleich ich still und wild
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durchs Feld und liebe Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dirs nicht einmal?

Des Menschen der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denck ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn
Ein stiller Friede kömmt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

Man streitet darüber, wann dies schöne Lied, das vielkomponirte und vielgesungene, gedichtet worden ist. Düntzer will dasselbe schon gegen Ende 1774 setzen und meint, er wüßte nicht, wen wir uns hier anders als einen Jägerburschen, der anderwärts Dienst genommen und nun an seiner neuen Stelle

so plötzlich von der Liebe erfaßt wird, denken sollten, — die beseligende Ruhe, welche die Erinnerung an die unendliche Liebenswürdigkeit der für ihn verlorenen Geliebten auf den rauhen Jägerburschen übt, spreche sich in reiner Innigkeit aus. Aeußere Anhaltepunkte für diese Annahme fehlen, und das eigenste Wesen Goethes und seiner Dichtung widersprechen ihr. Jagdlieder wie Kriegslieder aus der Stube (bemerkt v. Loeper treffend) waren für Goethe ein Unding. Ich kann mich nur der Ansicht derjenigen anschließen, welche das Gedicht den Lili-Liedern der ersten weimarischen Zeit zurechnen.

Am Morgen des 7. November 1775 traf der junge Frankfurter Rechtsanwalt und Dichter Goethe in Begleitung des Kammerrats v. Kalb in Weimar ein und nahm im Hause von dessen Vater Kammerpräsidenten Karl Alexander v. Kalb die erste Wohnung. Vom ersten Tage an ward Goethe von dem Herzog Karl August, dessen Gast er war, vom Morgen zum Abend in die Freuden und Zerstreuungen gezogen, die mit ihrem ungebundenen, überschäumenden, genialen Treiben jener ersten Zeit von Goethes Leben zu Weimar den Namen Genie-Periode gegeben haben. Dazu gehörte aber auch als Liebhaberei des jungen Herzogs die Jagd. Wie oft Goethe sein Genosse bei den vielfachen Jagden war, geht aus Goethes Tagebuch vom 11. März 1776 bis 5. März 1782 hervor, das ich im ersten Bande meines Buchs „Vor hundert Jahren. Mittheilungen über Weimar, Goethe und Corona Schröter aus den Tagen der Genie-Periode" veröffentlicht habe. Daß aber auch schon während des November und Dezember 1775 das Jagdvergnügen gepflegt wurde, erhellt aus dem Berichte der Grafen Stolberg. Sie weilten als Besuch in Weimar, in innigem Verkehr mit ihrem Freunde Goethe. Wieland machte darüber am 1. Dezember 1775 an Lavater die briefliche Mitteilung: „Seit vier Wochen haben wir Goethen und seit vier Tagen die Grafen Stolberg, die Sie mir in Ihrem letzten lieben Briefe ankündigen. Ich fühle mich seit der Zeit neubelebt. Wir sind alle Tage



Wolfgang von Goethe.
Nach Kraus und Chodowiecki.

beysammen, lieben uns alle Tage inniger, durchschauen uns und sind glücklich. Goethe grüßt Sie; das thun auch die Brüder Stolberg, die herrlichen Seelen." Mit Karl August und Goethe gaben sich die Grafen Stolberg der Jagdlust hin. Graf Christian schrieb darüber: „Hier wird's uns recht wohl. Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf (Wolfgang Goethe) und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, gehen mit auf die Jagd, reiten und fahren aus und gehen auf die Maskerade." Der Frankfurter Dichter beteiligte sich hier zuerst mit an den Freuden der Jagd und dichtete aus dieser eigenen, neuen Lebenserfahrung und Stimmung heraus sein Lied. Das Lied aber galt nicht der Jagdlust, sondern der in Frankfurt verlassenen, fernen Geliebten Lili.

Wie er selbst in „Dichtung und Wahrheit" gesteht, schwebte Lilis Bild auch nach der Trennung ihm wachend und träumend vor und mischte sich in alles andere, was ihm hätte gefallen oder ihn zerstreuen können. So war es auch noch in Weimar. Vom Dörfchen Waldeck aus, wo er die Weihnachtstage 1775 zubrachte, schrieb er an den Herzog in dem tagebuchartigen, originellen Briefe vom 23. Dezember: „Noch ein Wort, ehe ich schlafen gehe. Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All mein Lust und all mein Sang,
Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch."

Auch während der Jagd verließ ihn die Sehnsucht nach der fernen Geliebten nicht. Ihr „liebes Bild", mit all ihrer Anmut und Schönheit, schwebte ihm vor der Seele, wie er es als tief in seiner Brust empfunden schon im Gedichte „An Belinden" besungen hatte, und in seinem Schmerze wurde die ferne Liebe wieder sein Sang. Er lautete ursprünglich:

Im Felde schleich ich still und wild,
Lausch mit dem Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor!

Du wandelst izt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der in aller Welt
Nie findet Ruh noch Rast;
Dem wie zu Hause so im Feld
Sein Herze schwillt zur Last?

Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als säh' den Mond ich an;
Ein süßer Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir gethan!

Daß dies Lied der Lili, und nur ihr galt, geht auch aus den Versen hervor, mit denen er im Februar 1776 sein Drama „Stella" der fernen Geliebten sandte:

Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah.
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.

Empfinde hier, wie mit allmächtigem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

(Vgl. Bielschowsky in Westermanns illustrirten deutschen Monats-Heften, Augustheft 1887, S. 593 flg.)

Goethe gab sein Gedicht in der ursprünglichen Fassung mit der Ueberschrift „Jägers Nachtlied" schon Ende Dezember

1775 an Wieland, und dieser brachte es im Januarheft des Teutschen Merkur 1776 zum Abdruck.

Bei der Sammlung der „Vermischten Gedichte“ im Jahre 1788 unterzog Goethe das Lied mehrfacher Veränderung, die demselben zwar den gemütvollen Ton ließen, aber den Ausdruck veredelten. In dieser Fassung nahm er es in seine Schriften auf.

11.

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß,
Nimmer werd ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Zu den schönsten und edelsten Blüten der lyrischen Poesie Goethes und der deutschen Lyrik überhaupt, zu dem Erlkönig, der Zueignung, dem Epilog zur Glocke 2c., gehört auch dieses tiefgemütvolle, innige Gedicht. Man würde sehr irren, wenn man dasselbe (wie neuerdings von einer Seite geschehen ist) als einen Nachklang jener Zeit ansehen wollte, die mit ihrer Gefühlswärme, aber auch Gefühlsschwärmerei, mit ihren Seufzern, ihren Thränen und Mondschein-Träumen den Namen der sentimentalen Periode sich erworben und im „Werther" ihren künstlerisch vollkommensten Ausdruck gefunden hat. Wohl war der erst sechsundzwanzigjährige, berühmte Dichter des Götz von Berlichingen, der Verfasser von Werthers Leiden, um welche aus tausend zärtlichfühlenden und schwärmenden Herzen viel Thränen geflossen waren, noch in „Werthers-Montirung" in Weimar erschienen. Er, der schlanke schöne Mann mit den großen, strahlenden Augen und den zauberischen Lippen war in Weimar „wie ein Stern" aufgegangen, „jedermann hing an ihm, sonderlich

die Damen, die er sogleich weg hatte." Aber die Zeit weicher Sentimentalität lag bereits abgethan hinter ihm. Mit Behagen nahm er es dahin, wenn die Genossen des genialen Lebens und Treibens in sogenannten Matinées auch die Gefühlsschwärmerei launig-satirisch geißelten und zum Beispiel v. Einsiedel in seinem „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft am 6. Januar 1776" (vgl. mein Buch „Vor hundert Jahren", I. Bd. S. 27 flg.) über den Dichter des Werther sagte:

Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt izt toll,
Schreibt 'n Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut sich schießt vorn Kopf, —
Meynt Wunder was er ausgedacht,
Wenn ihr einem Mädel Herzweh macht.

Die überhandnehmende schale Sentimentalität veranlaßte, wie Goethe selbst in seinen Annalen bemerkt, manche harte realistische Gegenwirkung, und er selbst war es, der die Werthersche Schwärmerei am ergötzlichsten verspottete. In der Posse „die Empfindsamen", die Goethe im Jahre 1777 schrieb und am 30. Januar 1778 zur Feier des Geburtstages der Herzogin Louise unter großem Beifall zur Aufführung brachte, — „seiner neusten Tollheit, woraus Merck sehen werde, daß ihn (Goethe) der Teufel der Parodie noch reite" — wurde „der geflickten Braut" auf der Bühne der Leib aufgeschnitten und allerhand empfindsame Literatur: Siegwart, die neue Heloise, Werthers Leiden und anderes mehr, mit viel Häckerling vermischt entnommen. Goethe selbst, der den Andrason spielte, ruft dabei: „Da kommt erst die Grundsuppe! Die Leiden des jungen Werthers! Armer Werther!" Das Hoffräulein Sora bittet ihn: „o gebt's! das muß ja wohl traurig sein." Goethe-Andrason bedeutet sie aber: „Ihr Kinder, da sei Gott vor, daß ihr in das Zeug nur einen Blick thun solltet," packt die Bücher wieder in den Sack zusammen, thut den Häckerling dazu und gibt dem

Hoffräulein Mana, die ihm den Vorwurf macht: „Es ist nicht artig von Euch, daß Ihr uns den Spas verderben wollt! wir hätten da manche schöne Nacht lesen können, wo wir ohnedem nicht schlafen," die kurze und entschiedene Antwort: „Es ist zu euerm Besten, ihr Kinder! Ihr glaubt's nicht, aber es ist wahrlich zu euerm Besten. Nur in's Feuer damit!"

In die Zeit zwischen der Dichtung und der Aufführung jener Posse, welche jetzt in sehr abgeschwächter Form als „Triumph der Empfindsamkeit, dramatische Grille in sechs Akten" in Goethes Werke aufgenommen ist, fiel die äußere Veranlassung unseres Gedichtes und ebenso des folgenden: „Der Fischer."

Am 16. Januar 1778 hatte Fräulein Christiane (Christel) von Lasberg, die Tochter des Obersten Maximilian von Lasberg, in der Ilm den Tod gesucht und gefunden. Am 17. Januar, als Goethe sich mit dem Herzog auf dem Eise vergnügt hatte, fand man die Unglückliche an der damaligen Floßbrücke (unweit der Stelle, wo jetzt die sogenannte Naturbrücke sich befindet) nahe dem Goetheschen Gartenhause. Sie trug Werthers Leiden in der Tasche. Der einfache wahre Sachverhalt ist längst festgestellt; man darf sich nur durch die willkürlichen Erfindungen nicht beirren lassen, welche in einer wunderlichen, „Bilder aus Weimars Blüthezeit" sich nennenden Erzählung nebst vollständiger Erdichtung eines Tagebuchs Christianens enthalten sind und durch die „Gartenlaube" weite Verbreitung gefunden haben. Nicht Goethe war der Geliebte Christianens, sondern der Schwede von Wrangel, von diesem glaubte sie sich verlassen und endete deshalb in Liebes-Verzweiflung ihr Leben in der Ilm. Aber Goethe wurde von dem traurigen Vorfall tief ergriffen. In Wehmut weilte er bei der Toten, die in die nah gelegene Wohnung der Frau von Stein gebracht worden war, und suchte ihre Eltern zu trösten. Auf dem Wege nach seinem Gartenhause hatte er die Unglücksstätte zu passiren. So ging er auch am Abend des nächsten Tags mit dem Freunde v. Knebel den Weg. Im Gartenhause, wo

Knebel die Nacht blieb, saßen die Freunde beisammen und besprachen teilnehmend Christels Tod und ihre letzten Pfade. Am folgenden Tage (19. Januar) schrieb Goethe an Frau v. Stein: „Gute Nacht, Engel, schonen Sie sich und gehen nicht herunter; diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns.“ Er war, wie er in seinem Tagebuche (Vor hundert Jahren, I. Bd. S. 148) bemerkt, „in stiller Trauer einige Tage beschäftigt um die Scene des Todes, bis er nachher wieder zu theatralischem Leichtsinn gezwungen war.“ Er war damit beschäftigt, die Uferstelle der entsetzlichen That zu einem Orte des Andenkens herzurichten. Damit man die letzten Wege und die Todesstätte der Unglücklichen schauen könne, war er mit Hilfe des Hofgärtners bemüht, ein großes Stück Felsen auszuhöhlen. „Man übersieht von da“ — schrieb er darüber — „in höchster Abgeschiedenheit den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde.“ Er trug sich sogar mit dem Gedanken, Christianen dort ein Denkmal zu setzen, und wenn auch diese Idee nicht zur Ausführung kam, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß von jenen ersten Felsenarbeiten Goethes im Verein mit der spätern Herstellung der kleinen Einsiedelei und dem Louisenfeste vom 9. Juli 1778 die Parkanlagen auf dem linken Ufer der Ilm ihren Anfang datiren. An jenem Felsenwerk wurde unter Goethes Anleitung und Aufsicht im Frühling 1778 fleißig weiter gearbeitet, und schon am 1. Juni konnte Wieland, wie er an Merck schrieb, seiner Frau „die neuen poëmata zeigen, die der Herzog nach Goethes Invention und Zeichnung dort am Wasser hatte anlegen lassen, und die eine wunderbar künstliche, anmuthig wilde, einsiedlerische und doch nicht abgeschiedene Art von Felsen und Grottenwerk vorstellten.“ Es ist die Felsenpartie an der „Naturbrücke“, die noch jetzt zu den schönsten Partien des Weimarischen Parkes gehört.

Doch der Todesfall Christianens hatte noch eine andere

bedeutsame Folge. Es drängte den Dichter, seiner wehmütigen Stimmung, seinen ernsten Gedanken und Gefühlen poetischen Ausdruck zu geben, und indem er dies that, mußten die Bezüge auf die schmerzliche Veranlassung, auf die Gegend an der Ilm bei seinem Gartenhause von selbst hervortreten. Wie waren ihm sein Garten und Gartenhaus, das er seit dem 21. April 1776 bewohnte, so lieb, — wie lieb auch ihre Umgebung, von der er singt:

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh'!

Auch in einem Briefe an Lavater vom 25. August 1776 gedenkt er einer herrlichen Mondnacht, in welcher er über die Wiese nach seinem Garten gegangen war und sich im Nachtdämmer geletzt hatte. Im Mondschein lagen jetzt 1778 wieder sein Haus, sein Garten und die Ilmufer vor ihm; und aus tiefstem Herzen floß ihm das köstliche Lied „An den Mond", das in der ersten Fassung lautete:

Füllest wieder 's liebe Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie der Liebsten Auge, mild
Ueber mein Geschick.

Das du so beweglich kennst
Dieses Herz im Brand,
Haltet ihr wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt.

Wenn in öder Winternacht
Er vom Todte schwillt,
Und bei Frühlingslebens Pracht
An den Knospen quillt.

Seelig wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was dem Menschen unbewust
Oder wohl veracht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

In dieser ersten Fassung sandte der Dichter das Lied an Frau von Stein. Schon 1786 aber, vor seiner Abreise nach Italien, änderte er dasselbe, indem er die Beziehungen auf Christianens Tod ausschied und dem Gedichte im wesentlichen die jetzige Gestalt gab. Auch in dieser neuen Fassung erhielt Frau von Stein von ihm das Lied, und wie durch Düntzers Biographie „Charlotte von Stein" I. Bd. S. 267 flg. bekannt geworden, scheute sich die geistvolle Frau nicht, das herrliche Lied „nach ihrer Manier" umzugestalten. Als nämlich Goethe, der geliebten Frau das Ziel seiner Reise verheimlichend, seine italienische Reise von Karlsbad aus angetreten und Frau v. Stein gegen Ende September 1786 noch immer keine Nachricht von ihm empfangen hatte, wurde sie äußerst unmutig, und dieser Unmut steigerte sich zum bittersten Schmerze, da sie wähnte, der Geliebte sei von Weimar geflohen, um nie wieder zurückzukehren. Frau v. Stein, obwohl Gattin und Mutter, sah das Weggehen Goethes als einen förmlichen Treubruch an und sprach ihren tiefen Kummer über diese Treulosigkeit dadurch aus, daß sie unter der Ueberschrift: „An den Mond nach meiner Manier" folgende bittere, aber wenig gelungene Nachbildung fertigte:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Da des Freundes Auge mild
Nie mehr kehrt zurück.

Lösch' das Bild aus meinem Herz
Vom geschiednen Freund,
Dem unausgesprochner Schmerz
Stille Thräne weint.

Mischet euch in diesen Fluß!
Nimmer werd' ich froh.
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Jeden Nachklang in der Brust
Froh- und trüber Zeit,
Wandle ich nun unbewußt
In der Einsamkeit.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Seine Seele rein erhält,
Ahndungsvoll genießt,

Was, den Menschen unbekannt
Oder wohl veracht,
In dem himmlischen Gewand
Glänzet bei der Nacht.

Ob Goethe diese Verunstaltung seiner Dichtung jemals erfahren hat? —



Goethes Gartenhaus.

Nach seiner Rückkehr aus Italien wurde von ihm sein Gedicht „An den Mond“ in der Fassung von 1786 einer Durchsicht unterzogen und so, wie es hier voransteht, in seine Sammlung „Vermischter Gedichte“,*) und hienach in seine Schriften aufgenommen. Dort erschien es im Jahre 1789 zum erstenmale gedruckt. In künstlerischer Vollendung der Dichtung sind alle persönlichen Beziehungen derselben verwischt. Nicht auch die lokalen. Wem es jemals vergönnt gewesen, an einem schönen Mondschein-Abend in der Richtung vom Weimarischen Schloß her am Ufer der rauschenden, silbern blitzenden Ilm entlang, deren Wellen „manches unsterbliche Lied“ gehört haben, zur Naturbrücke und ihrer romantischen Felsen-Umgebung und hinüber zu den Wiesen und nach Goethes Gartenhause zu wandeln, — wer vom Ufer des Flusses aus, der um die Frühlingspracht junger Knospen quillt, das kleine weiße Haus und das Grün der

*) Das Wort „Geschick“ im Beginn der zweiten Strophe der Handschrift ist offenbar nur Schreibfehler des Dichters; es muß „Gefild“ lauten. So lautet auch der Druck.

dasselbe schmückenden Rosen und der hell- und dunkellaubigen Bäume im Mondschein schimmernd und rings das Gefild, Busch und Thal mit Nebelglanz erfüllt geschaut hat, — er fühlt und weiß, daß der Reiz dieser Scene im Goetheschen Liede lebt.

Doch nicht allein der Zauber jener Gegend, in welcher der Dichter glückliche Jugendjahre in Jugendlust und -Leid dichtend und schaffend gelebt hat, und wo auch dieses Gedicht entstanden ist, — auch die Natur- und Weltanschauung Goethes spricht gemütvoll aus diesem Liede. Goethes Freund Riemer hat nicht unrecht, wenn er auf einem mir vorliegenden Blatte vom 10. März 1838 bemerkt:

„Auch im kleinsten Gedicht, in jedem prosaischen Aufsatz ist Goethe pantheistisch. Ein Gedicht wie das an den Mond: ‚Füllest wieder Busch und Thal‘ ꝛc. ist so gegen die grobe mechanische Vorstellung von der Natur und dem Weltgebäude, daß es nur unter der pantheistischen Ansicht Sinn und Bedeutung hat.“

Vor allem aber liegt der ganze Zauber der Goetheschen Poesie über diesem Liede. Um ihn voll zu genießen, muß man das Gedicht nicht nur lesen, man muß es vorgetragen hören. Jedem Teilnehmer an der weihevollen Gedächtnisfeier, die im Jahre 1882 im Stadthaus-Saale in Weimar bei der fünfzigsten Wiederkehr von Goethes Todestage stattfand, wird der Eindruck unvergeßlich geblieben sein, den der meisterhafte Vortrag dieses Gedichtes auf die andachtsvolle Zuhörerschaft machte. Wo ist, frage ich, ein deutsches Gedicht aus der Zeit vor und nach Goethe, von welchem dieses Lied an künstlerischer Vollendung, an Gemütstiefe und Innigkeit übertroffen würde? und aus vollem Herzen stimme ich dem schönen Ausspruche E. Ecksteins bei: „Hätte Goethe nie etwas Anderes geschrieben als dieses Lied, er wäre doch ein größerer Künstler als alle französischen Dramatiker von Corneille bis auf die Sardou und Dumas.“

12.

Der Fischer.

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl biß ans Herz, hinan:
Und wie er sitzt und wie er lauscht
Theilt sich die Fluth empor,
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschen List,
Hinauf in Todes Gluth?
Ach wüßtest du wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ewgen Thau?

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll
Netzt ihm den nackten Fuß,
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bey der Liebsten Gruß
Sie sprach zu ihm sie sang zu ihm,
Da wars um ihn geschehn,
Halb zog sie ihn halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn.

Auf dieselbe Veranlassung wie das Lied „An den Mond“ ist auch die Ballade „Der Fischer“ zurückzuführen. Zwar äußerte der Dichter selbst am 3. November 1823 zu Eckermann: es sei in dieser Ballade blos das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmutige, was uns im Sommer lockt, zu baden, — weiter liege nichts darin. Er sagte dies aber wohl nur zur Motivirung seines Unwillens darüber, daß Künstler seinen „Fischer“ malten, und nicht bedächten, daß sich das gar nicht malen lasse. Er selbst besaß in seiner Sammlung eine von einem unbekannten deutschen Künstler herrührende ausführliche Federzeichnung des Fischers nach seinem Gedicht. Wohl liebte Goethe das belebende Element des Wassers und gab sich in den ersten Jahren seines Weimarischen Aufenthaltes dem erfrischenden Bade in der Ilm selbst in tiefer Nacht hin. Aber dieser Reiz ist es nicht, der aus dem Gedichte spricht. Es ist vielmehr der zauberische Reiz des Wassers, der in die tückische Tiefe lockt, das Verlockende des Wassers darin ausgesprochen, so wie der Dichter nach dem Tode der armen Christel von Lasberg an Frau von Stein geschrieben, diese einladende Trauer habe etwas gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst und der Abglanz der Sterne des Himmels, der daraus leuchtet, uns locke. Die Volkssage von dem schönen Jüngling, den die Nixe zu sich in die Tiefe hinabzieht, gestaltete sich bei Goethe zu einer Ballade, welche die dämonische, todbringende Macht der Flut behandelt.

Goethe schuf sie im Jahre 1778. Die lautgewordene Vermutung, daß sie für ein dramatisches Stück gedichtet worden sei,

entbehrt der thatsächlichen Begründung. Im Jahre 1779 erschien das Gedicht in den „Volks- und andern Liedern, mit Begleitung des Fortepiano, in Musik gesetzt von Siegmund Freiherrn von Seckendorff“ (Weimar, bei Karl Ludolf Hoffmann 1779) als Lied Nr. 1 zum erstenmale gedruckt, darauf noch in demselben Jahre in Herders Volksliedern. Mit Recht schätzte Herder diese Ballade sehr hoch und bemerkte darüber treffend: die deutsche Poesie dürfe, wenn sie wirkliche Volksdichtung werden wolle, nur den Weg gehen, den dieses Gedicht zeige. Mit ihrem Rhythmus, mit ihrer Versbildung, die gleichsam das Auf- und Abwogen des Wassers andeutet, mit dem großen Wohlklang der Verse und vor allem mit dem durch das ganze Gedicht klingenden volkstümlichen Tone bildet diese Ballade unter Goethes Gedichten ein hervorragendes Meisterwerk eigentümlicher Art und ist mit Recht ein Liebling des deutschen Volkes geworden.

Ohne Aenderungen nahm Goethe das Gedicht im Jahre 1788 in seine Sammlung „Vermischter Gedichte“ und hiernach 1789 in seine Schriften auf.

Was „dem Angel“ (in der ersten Strophe) betrifft, der in der Handschrift wie in den Drucken männlich ist, so entspricht dies dem älteren Sprach- und Schreibgebrauche seit Luther. Wir finden ihn noch in Schillers Don Karlos. Später erst gebrauchte auch Goethe das Wort als weibliches.

Wie oft das Gedicht komponirt worden ist, ist bekannt. Fast ebenso oft ist es in fremde Sprachen übersetzt worden, auch von Frau von Staël, und als Goethe mit ihr bei ihrem Besuche Weimars ihre Uebersetzung durchging, wußte die geistreiche, lebhafte Französin ihm über seine Ballade gar viel Schmeichelhaftes zu sagen. Ihr Urteil über dieselbe, wie es in ihrem Romane Corinna enthalten ist, mag hier Platz finden: „Goethe hat in einer köstlichen Romanze die Sehnsucht geschildert, welche uns bei großer Hitze ins kühle Element zieht: eine aus bewegten Wassern emportauchende Nymphe singt dem jungen Fischer, der am Ufer sitzt, von der Herrlichkeit, dem wohligen Behagen, das

er auf dem Grunde der Flut finden werde. Sie lockt den anfangs Gleichgiltigen in ihren „ewigen Thau“ hinunter, bis er, von Sehnsucht erfaßt, halb von ihr gezogen und halb ihr entgegensinkend, auf immer in die kühle Flut hinabtaucht. Diese magische Gewalt des Wassers gleicht gewissermaßen dem Blick der Schlange, der abschreckend anzieht. Die Woge, wie sie sich leise in der Ferne erhebt, in stetem Wachsen herbeirollt und sich in eiliger, treibender Ueberstürzung am Strande bricht, sie ist gleich einem verborgenen Wunsche der Seele, der unbemerkt aufsteigt und in unwiderstehlich zunehmender Gewalt das arme, irrende Menschenherz an der Klippe zerschellen läßt.“

13.

Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolckenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verschleyrend
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.

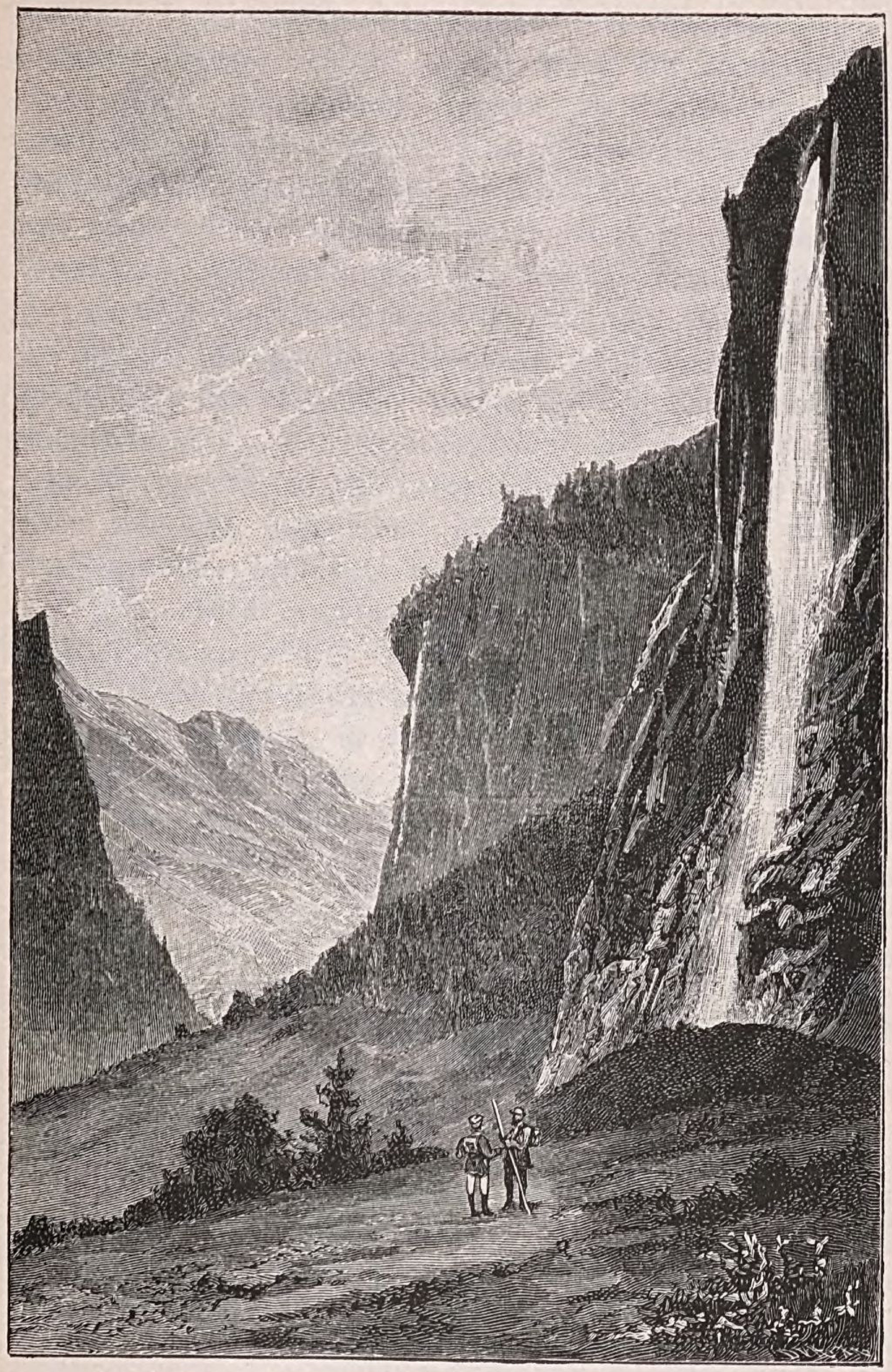
Ragen Klippen
Dem Sturze entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler,
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Am 12. September 1779 traten Karl August, Goethe und von Wedell die „Genie-Reise“ über Frankfurt nach der Schweiz an, von der sie erst nach vier Monaten zurückkehrten. Am 9. Oktober waren sie, nahe den schneebedeckten Riesen des Berner Oberlandes, in Lauterbrunn und genossen das wundervolle Schauspiel des Staubbachfalls. Er ist nicht majestätisch durch gewaltige Massen, nicht durch schäumenden Sturz auf zerklüftete Felsen oder durch Donnergetöse. Wie vor hundert Jahren so noch heute ist vielmehr der Fall des Bachs aus seiner schwindelnden Höhe in das Thal eine sanfte, milde Erscheinung. Der Pletschbach, der im Fall den bezeichnenden Namen Staubbach erhalten, springt in einer Höhe von mehr als 900 Fuß in zwei Stromarmen über die senkrechte Felswand hinaus und sinkt vereinigt, in ewigem Zufluß, einem schimmernden, wallenden Schleier gleich, an der Thalwand langsam zum grünen Wiesengrunde herab, indem er in freier Luft sich allmälich in glänzenden Regenstaub auflöst und unten in tiefem Wasserbecken sich wieder sammelt. Und diese sanfte, elegische Erscheinung wird harmonisch durch leises und zartes Geräusch begleitet, das nicht von einer einzelnen, besondern Stelle herkommt, sondern den Beschauer wie Geisterstimmen umklingt. Um den Wasserfall in seiner ganzen Schöne zu genießen, muß man ihn zur Morgenzeit im Sonnenglanze sehen. So sah ihn Goethe nicht. Er erblickte ihn erst am Abend des 9. Oktober, während die hohe Felswand, von der er herabstürzt, leicht mit Wolken bedeckt war. „Wir haben“ — schrieb er am Abend



Der Staubbach im Lauterbrunner Thal.

desselben Tages von Lauterbrunn aus, vom Pfarrhaus, wo die Reisenden eingekehrt waren — „wir haben den Staubbach bei gutem Wetter zum erstenmal gesehen; die Wolken der oberen Luft waren gebrochen, und der blaue Himmel schien durch. An den Felswänden hielten Wolken; selbst das Haupt, wo der Staubbach herunterkommt, war leicht bedeckt. Es ist ein sehr erhabener Gegenstand. Und es ist vor ihm, wie bei allem Großen; so lang es Bild ist, so weiß man doch nicht recht, was man will. Es läßt sich von ihm kein Bild machen; die Sie von ihm gesehen haben, sehen sich mehr oder weniger ähnlich; aber wenn man drunter ist, wo man weder mehr bilden noch beschreiben kann, dann ist man erst auf dem rechten Fleck. Jetzt sind die Wolken herein in's Thal gezogen und decken alle die heitern Gründe. Auf der rechten Seite steht die hohe Wand noch hervor, über die der Staubbach herabkommt. Es wird Nacht." Schon am andern Morgen verließ Goethe bei Nebelwetter Lauterbrunn wieder. Gleichwohl wurde er vom Anblick des herrlichen Falles zu der Ode begeistert, in welcher er hochpoetisch die Seele des Menschen mit dem Wasser und dessen Fall und Flusse vergleicht. Wie er die romantischen Ufer des Vierwaldstättersees in jenen treuen Schilderungen abgespiegelt hat, die später sein Freund Schiller zu dem Drama Wilhelm Tell benutzte, so hat er hier mit der ihm eigenen raschen genialen Auffassung den Staubbachfall selbst im zweiten Abschnitte des Gedichtes anschaulich geschildert:

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und, leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

So entstand, vom Anblick des Staubbachs eingegeben, dieses Gedicht, das in seiner Gedankentiefe und metrischen Form sich der antiken Poesie nähert. Die Darstellung der Natur ist darin so plastisch, daß man den frischen Hauch der Alpenwelt empfindet und diese Alpennatur selbst hier reden hört. Es ist der Gesang der dortigen Geister, und ursprünglich hatte der Dichter die Reden sinnig zwischen zwei sich im fallenden Bache unterhaltenden Wassergeistern verteilt, und dem Ganzen die Ueberschrift: „Gesang der lieblichen Geister in der Wüste" gegeben. Von Thun aus sandte er die Ode an Frau von Stein mit Brief vom 14. Oktober, indem er darin bemerkte: „Von dem Gesange der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern. Schreiben Sie doch sie für Knebel ab, mit einem Gruß von mir." Am 4. November 1779 erfüllte Frau von Stein diesen Auftrag.

Wie Goethe in den Annalen bemerkt, ließen während jener Schweizerreise Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände, Anordnung und Leitung der geselligen Irrfahrt wenig Produktivität aufkommen. Nebst dem Singspiel „Jery und Bätely" bildet diese schöne Ode die unmittelbare Frucht der Schweizerreise. Im Jahre 1788 nahm Goethe dieselbe mit der geänderten, jedenfalls geeigneteren Ueberschrift: „Gesang der Geister über den Wassern" in die Sammlung seiner vermischten Gedichte und 1789 in seine Schriften auf, wo sie zum erstenmale im Druck erschien.

Als eine stete Erinnerung an die im Jahre 1779 genossene große und schöne Naturerscheinung schmückte seine Wohnung ein eingerahmtes Gemälde von Franz Schütz, das den Staubbachfall nach der Natur in Kreidezeichnung darstellt. Noch jetzt ist dasselbe eine Zierde des Deckenzimmers im Goethehause. (Vgl. das Goethe-Nationalmuseum in Weimar, von Robert Keil S. 49.)

14.

Gränzen der Menschheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolcken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sät,
Küß ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Solen
Und mit ihm spielen
Wolcken und Winde.

Steht er mit festen
Marckigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Daurenden Erde,

Reicht er nicht auf
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandlen,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sie daurend
An ihres Daseyns
Unendliche Kette.

Ueber die Zeit der Entstehung dieses Gedichtes steht nur so viel fest, daß es vor dem September 1781 von Goethe geschaffen worden, denn zu jener Zeit entnahm Herder eine Abschrift von dem damals „Ode“ überschriebenen Gedichte. Innere und äußere Gründe stellen es aber außer Zweifel, daß diese Ode nicht der Frankfurter Zeit angehören kann, sondern der gereifteren, geklärteren Periode von 1780 angehört. In entschiedenem Gegensatze zu „Prometheus“ spricht das Gedicht es aus:

mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.

In tief ergreifender Weise atmet es ehrfurchtsvolle Anerkennung der Allmacht der Götter und stellt ihrer Größe und ihrer ewigen Dauer die Kleinheit, Schwäche und Vergänglichkeit der

Menschen entgegen. So erinnert die Ode, wie Düntzer treffend bemerkt hat, an die lyrischen Monologe der Iphigenie, nach deren Vollendung sie entstanden sein mag. Mit ihrer markigen Kraft, ihrem hohen Schwunge und ihrer Formvollendung ist sie meines Dafürhaltens die gewaltigste und schönste unter diesen Odendichtungen unseres großen Dichters. Sie wurde von ihm im Jahre 1788 mit der neuen Ueberschrift „Gränzen der Menschheit“ in seine „Vermischten Gedichte“ und im Jahre 1789 in seine Schriften aufgenommen, wo sie zum erstenmal gedruckt erschien.

Nur die Abweichung in dem Schlußabschnitte bedarf noch einer Erwähnung und Erläuterung. Derselbe lautet im Druck:

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Unmittelbar vorher ist aber vom Dichter die Frage aufgeworfen:

Was unterscheidet
Götter von Menschen?

und dahin beantwortet:

Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Indem Goethe sonach die ewigen Götter uns Sterblichen entgegengesetzt hatte, wurde von Vielen auch der Schluß jener gedruckten Fassung in dem Sinne verstanden, daß die Geschlechter der Menschen, deren Leben einem kleinen Ringe gleicht, sich dauernd an die unendliche Kette des göttlichen Daseins reihen. Die

Worte „An ihres Daseins“ wurden auf die Götter, nicht auf die Menschen bezogen. Dagegen machte F. Kern (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, Bd. 120. 1879. S. 196 flg.) mit Scharfsinn den Versuch, jenen Worten die Beziehung auf die Menschen selbst zu geben. Da fand B. Suphan (Goethe-Jahrbuch II. 1881. S. 109) in der Herderschen Abschrift unseres Gedichtes statt der Worte:

reihen sich dauernd 2c.

vielmehr:

reihen sie daurend 2c.

und machte für den Fall, daß Goethe wirklich ursprünglich so geschrieben und nicht etwa Herder unrichtig copirt habe, darauf aufmerksam, daß hiernach nur die Deutung bestehen könne, welche „ihres Daseins“ vom Dasein der Götter versteht. In der vorstehenden Handschrift des Dichters von 1788 lautet ebenfalls der Schluß der Ode:

Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben
Und viele Geschlechter
Reihen sie daurend
An ihres Daseyns
Unendliche Kette.

Herder hat weder falsch gelesen noch sich verschrieben. Unter dem „sie“ würden hiernach die Götter, unter „ihres Daseins“ das Dasein der Götter verstanden werden können, an dessen unendliche Kette die Götter viele Geschlechter der Menschen reihen. Hat darauf Goethe für den Druck das „sie“ in „sich“ verwandelt (wie auch der 2. Band der großen Weimarischen Goethe-Ausgabe von 1888 S. 82. „sich“ hat), so daß nicht die Menschengeschlechter von den Göttern an deren Daseins unendliche Kette gereiht werden, sondern sich selbst an diese unendliche Kette göttlichen Daseins reihen, — der Sinn wäre derselbe geblieben, als der Gedanke, daß unser menschliches Dasein ein kleiner, begränzter Kreis, das

Dasein der Götter dagegen eine unendliche Kette sei, an deren Ewigkeit die Menschheit als solche, in vielen Geschlechtern über den Tod des Einzelnen hinaus währende, ihre Dauer knüpfe. Richtiger scheint es mir aber, das Wort „sie" auf die Ringe, die Worte „An ihres Daseins" auf die Geschlechter der Menschen selbst zu beziehen. Begränzt auch ein kleiner Ring das Leben des einzelnen Menschen, so reiht sich doch in der Aufeinanderfolge der Menschengeschlechter Ring an Ring zur unendlichen Kette der Menschheit, und so klein, beschränkt und vergänglich im Gegensatz zu der Ewigkeit der Götter das menschliche Einzelwesen ist, so ist doch die Menschheit als solche von unendlicher Fortdauer. Dies ist der mit dem Ideengange des Gedichtes harmonirende, es würdig und versöhnend abschließende große Gedanke.

15.

Meine Göttin.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis seyn?
Mit niemand streit ich,
Aber ich geb ihn
Der ewig beweglichen
Immer neuen
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schooskinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen
Die er sonst nur allein

Sich vorbehält·
Zugestanden
Und hat seine Freude
An der Thörinn.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstängel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüten saugen:

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preisen,
Den alten, hohen
Der solch eine schöne
Unverwelckliche Gattinn
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen.

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten
In Freud und Elend
Als treue Gattinn
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandlen und weiden
In dunckler Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste
Verzärtelte Tochter
Freut euch! gegönnt!
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten,
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus.

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelgen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundinn:
O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende
Die edle Treiberinn,
Trösterinn, Hoffnung.

Goethes Wirken in Weimar war zwischen seinem dichterischen Schaffen und den Arbeiten seiner hohen amtlichen Stellung geteilt. Daß die letzteren zur Vermehrung seiner Kenntnisse von

Menschen und Dingen, überhaupt zu seiner Vervollkommnung wesentlich beitrugen, erkannte er wohl und hat es in mehreren Briefen an seine Mutter ausdrücklich bekannt. In einem Briefe vom 9. August 1779 (vgl. Robert Keil: Frau Rath S. 145) bemerkt er: er habe alles, was ein Mensch verlangen könne, ein Leben in dem er sich täglich übe und täglich wachse. In einem Briefe an die vertraute Mutter vom 11. Aug. 1781 (a. a. O. S. 171 flg.) sagt er: seine Lage habe, trotz großen Beschwernissen, auch sehr viel Erwünschtes für ihn, — die Freunde beurteilten seinen Zustand ganz falsch, sie sähen nur was er aufopfere und nicht was er gewinne, und könnten nicht begreifen, daß er täglich reicher werde, indem er täglich soviel hingebe; er schätzt sich glücklich, „sich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, wo er durch so viele Prüfungen gegangen, deren er zu seiner Ausbildung äußerst bedürftig gewesen sei, — und wenn sich in ihm täglich neue Fähigkeiten entwickelten, seine Begriffe sich aufhellten, seine Kraft sich vermehre, seine Kenntnisse sich erweiterten, so finde er doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften, bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden." Im tiefsten Innern lebte freilich die Sehnsucht nach freiem, künstlerischen Schaffen, und diese geheime Sehnsucht kam bisweilen auch zum Durchbruch.

Um die Zustände des weimarischen Landes aus eigener, persönlicher Anschauung näher kennen zu lernen, führten Karl August und Goethe vom 11. September 1780 an eine Reise durch das Eisenacher Oberland aus. Es galt namentlich, die dortigen ökonomischen Zustände und die von dem Landcommissarius Georg Batty unternommenen Wiesenverbesserungen zu besichtigen. Wie in jenen Tagen, als unter den prosaischen Geschäften der Rekrutenmusterung die idealste Dichtung Goethes, seine Iphigenie, entstand, ließ er auch auf dieser Dienstreise seinen über die Berufsgeschäfte hinausragenden künstlerischen Beruf nicht aus den Augen. Er war sich dessen und seiner doppelten Pflichten wohl bewußt und war entschlossen, denselben mit um so größerem Eifer zu genügen, als ein Unfall leicht die volle und ganze

Erfüllung seines Lebensplanes verhindern konnte. Schon am 28. August 1780 (seinem Geburtstage) hatte er auf einsamem Spaziergang im „Stern", der Abteilung des Weimarischen Parkes, ernst überlegt, wo und an welchen Ecken es ihm noch fehlte und was er im abgelaufenen Lebensjahre nicht gethan, nicht zu stande gebracht hatte; er „hatte sich über gewisse Dinge so klar als möglich gemacht". (Vergl. Vor hundert Jahren, I. Bd., Goethes Tagebuch S. 231.) Im September schrieb er an Lavater: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ichs den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts Größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der Babylonische Thurm bleibt stumpf, unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen. Auch thut der Talisman einer schönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind."

Von der Reise aus schrieb Goethe am 14. September 1780 an Frau von Stein: „Ich preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredtsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden, so viel möglich, die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber ehe ichs mich versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen und alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche

Lust und Flügel und geht mit mir davon." Sein Roß wurde zum Pegasos, die dichterische Phantasie trug ihn über die nüchterne alltägliche Wirklichkeit hinauf zu höhern Regionen, und dieser Phantasie selbst galt seine poetische Huldigung. Schon an diesem Tage scheint die Dichtung, die Tags darauf geschaffen wurde, ihm vorgeschwebt zu haben. Den 15. September verweilte er in Kaltennordheim, und hier war es, wo er die vorliegende Ode schrieb, welche die Göttin Phantasie und ihre Schwester Hoffnung, die beiden ihn beglückenden Genien, feiert.

Vor seiner Abreise hatte er die geliebte Frau von Stein brieflich ersucht, „ihm zu schreiben und ihn lieb zu behalten". Sie hatte seinen Wunsch erfüllt, und „zum Dank für ihren Brief und statt alles Andern, was er von heut zu sagen hätte," schickte er ihr von Kaltennordheim aus noch am 15. September die von ihm soeben gedichtete herrliche Ode. Im Oktober las er sie dem Freunde Knebel vor, der sie in seiner Notiz darüber als „Ode an die Phantasie" bezeichnet. Unter der einfachen Ueberschrift „Ode" brachte im Herbste 1781 das Tiefurter Journal (5. Stück) das Gedicht. Erst als er im Jahre 1788 seine „Vermischten Gedichte" zusammenstellte, gab Goethe dieser Ode den Titel „Meine Göttin" und nahm sie mit mehrfachen Aenderungen der ursprünglichen Fassung in seine Gedichtsammlung und seine Schriften auf.

16.

Das Göttliche.

Edel sey der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen
Die wir ahnden!
Sein Beyspiel lehr uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur;
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen ehrnen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseyns
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche,
Er unterscheidet
Wählet und richtet,
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Dem Guten lohnen,
Den Bösen strafen;
Heilen und retten
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet schaff er
Das Nützliche, Rechte
Sey uns ein Vorbild
Jener geahndeten Wesen.

Eine Stelle des Briefes, der von Goethe im April 1775 an Johanna Fahlmer geschrieben worden ist, hat die Vermutung entstehen lassen, daß diese Ode schon in jener Frankfurter Zeit gedichtet sei. Allerdings spricht jene Briefstelle von einer „Ode“. Wenn aber Goethe dort sagte: „Wie gefall' ich Ihnen auf dünnen Prophetenstelzen, Fürsten und Herren ihre Pflicht einredend?“ so fehlt doch jede nähere Beziehung zum vorliegenden Gedichte. Im Gegenteil dürfte, eben weil diese Ode mit dünnen Prophetenstelzen nichts gemein hat und auch Pflichteinschärfung an Fürsten und Herren nicht enthält, das vorliegende Gedicht mit der in jenem Briefe erwähnten Ode nicht identisch sein können. Vielleicht wird darüber, welche Ode im April 1775 von dem Dichter an Johanna Fahlmer gesandt wurde, wie über so manche andere noch dunkle Punkte in der Chronologie seiner Dichtungen die Zukunft Aufschluß bringen.

Der geistige Inhalt, der Ideengang und ebenso die Form und der Ton unseres Gedichtes rechtfertigen die Annahme, daß dasselbe erst dem Jahre 1781 angehört. Aber auch ein äußerer Umstand bestätigt es. Am 19. November 1783 schrieb Goethe an Frau von Stein: „Schick mir die Ode, ich will sie ins Tiefurter Journal geben, du kannst sie immer wieder haben.“ Es ist gewiß, daß hier keine andere Ode als diese gemeint war. Goethe pflegte damals seine neu entstehenden Dichtungen bald nach Schaffung derselben der Frau von Stein mitzuteilen. Wie lang sie diese Ode in der Hand hatte, steht freilich nicht fest, nur so viel wissen wir, daß sie großes Gefallen daran hatte. Um die Ode in das Tiefurter Journal zu geben, bat Goethe um Rücksendung derselben. Sie erfolgte, und ohne eine Ueberschrift erschien die Ode Ende 1783 im Tiefurter Journale.

Die Freude der Frau v. Stein über dieses Gedicht war wohlberechtigt, da darin die ganze damalige Gefühls- und Denkart des geliebten Freundes in durchsichtig klarer und ergreifender Weise sich aussprach. Ja, die Ode war mehr als das, sie war ein Glaubensbekenntnis des Dichters. Allen kirchlichen Dogmen

fern stehend, erfüllt vielmehr von pantheistischer Lebens- und Weltanschauung, sieht er in dem Bewußtsein der dem Menschen innewohnenden Willensfreiheit, in dem vor allen Wesen dem Menschen verliehenen Vorzuge, sittlich gut, edel und hilfreich zu sein, das Göttliche der Menschennatur. So beginnt die Ode mit der schönen Mahnung:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!

Auf die Verse:

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!

folgte ursprünglich der Vers:

„Ihnen gleiche der Mensch!"

und leitete die Worte ein:

Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben,

wie auch in späterer Strophe der Gedanke weiter ausgeführt worden ist:

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Mit markiger Kraft sind die Stellung der Menschheit im Universum und ihr göttlicher Vorzug in den Worten ausgesprochen:

Nach ewigen, ehrnen
Großen Gesetzen

Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet ꝛc.

und die Gedanken der Ode werden in der Schlußstrophe schwungvoll zusammengefaßt:

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Wie hoch steht diese schaffensfreudige, gesunde und edle Lebens- und Weltanschauung unseres großen Dichters über allen den Jeremiaden moderner Weltschmerzler! Und was der Dichter hier als seine heiligste Ueberzeugung ausgesprochen, ward auch im Leben von ihm bethätigt. Unermüdlich war er bedacht, durch Selbstbeherrschung und Selbsterziehung sich von Stufe zu Stufe zu reiner, edler Klarheit und Harmonie zu erheben. Man kann es in seinem Tagebuche (Vor hundert Jahren I. Bd. S. 47 flg.) in seinen wiederholten stillen Betrachtungen und Selbstbeichten von Jahr zu Jahr verfolgen. Am 7. August 1779 hatte er noch das geheime Bekenntnis niedergeschrieben: „Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch alles geht,

was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten-Leidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutzen kommen, und da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit daß ich im Treiben der Welt bin seit 75 October getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zum Abend das Gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge rc." Am 13. Mai 1780 schrieb er in sein Tagebuch das Bekenntnis: „In meinem jetzigen Kreis hab' ich wenig, fast gar keine Hinderung außer mir. In mir ist noch viele. Die menschlichen Gebrechen sind rechte Bandwürmer, man reißt wohl einmal ein Stück los und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand als wer sich ganz verläugnet ist werth zu herrschen und kann herrschen. Ich fühle nach und nach ein allgemeiner Zutrauen und gebe Gott daß ich's verdienen möge, nicht wie es leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und andern sieht kein Mensch. Das beste ist die tiefe Stille in der ich gegen die Welt lebe und wachse, und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwerdt nicht nehmen können." Mit Freude konnte er bald darauf, im Juni 1780 im Tagebuche bemerken: „Ordnung habe ich nun in allen meinen Sachen, nun mag Erfahrenheit, Gewandtheit rc. auch ankommen. Wie weit ists vom Kleinsten zum Höchsten!" Dann im November 1781: „Täglich mehr in Ordnung. Bestimmtheit und Consequenz in allem," und endlich im Dezember 1781: „Ueberall Glück und Geschick. Ruhe und Ordnung zu Hause."

Mit Recht hat Jung Stilling gesagt: „Goethe's Herz, das nur wenige kannten, war so groß wie sein Verstand, den

alle kannten.“ Mit jenem energischen Streben der Selbstvervollkommnung und diesem warmen Herzen wirkte er menschenfreundlich, hilfreich und wohlthätig für andere, wann und wo er nur immer konnte. Diese Seite seines Lebens gehört zu den edelsten und schönsten von allen. Als Belege dafür brauche ich nur an Plessing, an Kraft, an Goethes teilnahmsvollen, thätigen Beistand in den entsetzlichen Tagen nach der Schlacht bei Jena (vergl. Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806, nach Goethes Privatakten von Richard und Robert Keil, Leipzig 1882) zu erinnern. Sein ganzes Leben ist Beleg dafür. Es war im Geiste seiner Ode wie seine Gesinnung so sein Handeln „edel, hülfreich und gut“ und „unermüdet schaffte er das Nützliche, Rechte“.

Nachdem die Ode 1783 im Tiefurter Journale erschienen war, druckte F. H. Jacobi sie als Goethes Dichtung in seiner Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn“ 1785 ab, wonach 1786 auch die Berliner „Ephemeriden der Litteratur und des Theaters“ sie unter der Ueberschrift „Der Mensch“ brachten. Bei der Sammlung seiner „Vermischten Gedichte“ 1788 gab Goethe der Ode die Ueberschrift „Das Göttliche“ und nahm sie mit diesem Titel und unter Hinweglassung des Verses:

„Ihnen gleiche der Mensch“

in die Gedichte und seine Schriften auf.

17.

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif? —
Mein Sohn es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm geh mit mir,
„Gar schöne Spiele spiel ich mit dir;
„Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand. —

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön,
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein. —

Mein Vater, mein Vater und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt
Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt! —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſets, er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Ueber die Veranlaſſung dieſes berühmteſten von allen Goetheſchen Gedichten haben ſich im Volksmunde Mythen gebildet, denen jede thatſächliche Grundlage mangelt. Nach der Volksſage ſoll Goethe, im Gaſthof zur Tanne in Camsdorf bei Jena wohnend, einen Bauer mit einem Kinde im Arm am Ufer der Saale zwiſchen den grau-grünen Weiden und Erlen reitend geſehen haben und hierdurch zu ſeiner Ballade angeregt worden ſein. Allerdings hat er dort im Februar 1818 gewohnt und hat durch einen Brief aus dem Erker der Tanne ſeinen Freund Heinrich Meyer dahin eingeladen, wo er „wenigſtens eines rauſchenden Fluſſes, einer rauſchenden Stadt und eines anmutigen Thales nicht ermangele.“ Er erfreute ſich dort, wie er in den Annalen bemerkt, mit Bequemlichkeit, bei freier und ſchöner Aus- und Umſicht, beſonders der charakteriſtiſchen Wolkenerſcheinungen. Ausführlicher ſchilderte er die Ausſicht in einem Briefe an Zelter vom 16. Februar 1818. Zu jener Zeit war aber die Ballade „Erlkönig“ längſt gedichtet. Die Entſtehung des Gedichtes wie ſein Vorbild liegen klar zu Tage. Als Herder die von ihm geſammelten, geordneten und zum Teil überſetzten Volkslieder herausgab, teilte er im zweiten Teile, 1779, unter den nordiſchen Liedern auch das däniſche Volkslied „Erlkönigs Tochter“ in deutſcher Ueberſetzung mit:

Herr Oluf reitet ſpät und weit,
Zu bieten auf ſeine Hochzeitleut’;

Da tanzen die Elfen auf grünem Land’,
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.

„Willkommen, Herr Oluf, was eilſt von hier?
Tritt hier in den Reihen und tanz’ mit mir.“

Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag.

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldne Sporen schenk' ich dir.

Ein Hemd von Seide so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein."

Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag.

„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir;
Einen Haufen Goldes schenk' ich dir."

Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll.

„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir."

Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt' er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd,
„Reit' heim nun zu dein'm Fräulein werth."

Und als er kam vor Hauses Thür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

„Hör' an, mein Sohn, sag' an mir gleich,
Wie ist dein' Farbe blaß und bleich?"

Und sollt' sie nicht seyn blaß und bleich,
Ich traf in Erlenkönigs Reich.

„Hör' an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?"

Sagt ihr, ich sei im Wald zur Stund',
Zu proben da mein Pferd und Hund.

Frühmorgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitschaar.

Sie schenkten Meth, sie schenkten Wein.
„Wo ist Herr Oluf, der Bräut'gam mein?"

„Herr Oluf, er ritt' in Wald zur Stund',
Er probt allda sein Pferd und Hund."

Die Braut hob auf den Scharlach roth,
Da lag Herr Oluf, und er war todt.

„Erlkönig" ist der Elfenkönig. Der alte Glaube an Geister, welche die Natur beseelen, lebte auch nach der Einführung des Christentums in Deutschland und den nordischen Reichen im Volke noch lange fort und fand seinen Ausdruck in Märchen, Sagen und Liedern des Volkes. Es blieb dieser alte Glaube namentlich in Dänemark, wo er in dem Charakter der Natur mit ihren Wasserflächen, ihren Wäldern und ihrem Nebel, und in dem Volkscharakter den geeigneten Boden gefunden hatte, weit verbreitet. Bei Mondschein halten die Elfen auf dem Rasen ihre Ringtänze, und mit süßem Zaubergesange weiß die Elfentochter den Ritter zu sich zu locken. Dem Widerwilligen bringen sie ergrimmt Krankheit oder Tod. Aus diesem Volksglauben ist das dänische Lied von Herrn Oluf und der Erlkönigs-Tochter, die ihn durch Versprechungen zu Tanz und Untreue zu verleiten sucht und ihn ob seines festen Widerstandes in das Verderben stürzt, hervorgegangen. Auf Goethe machte das von Herder mitgeteilte Lied mit seinem Volkstone und seiner düstern Färbung tiefen Eindruck, es mahnte ihn an die deutsche Volkssage, nach welcher der Elfen- oder Erlkönig in seinem unheimlichen gespenstischen Treiben gern Menschenkindern nachstellt, und so schuf er im Jahre 1781 nach dem Vorbilde des dänischen Liedes sein unsterbliches Gedicht vom Erlkönig. Er hat darin das Versmaß des nordischen Liedes beibehalten und der nächtlichen Scene in Ausdruck und Ton dieselbe düstere, unheimliche Färbung gegeben, aber er hat mit genialer Kunst in der Darstellung des liebend besorgten Vaters

und des während des nächtlichen Rittes von ängstlicher Vorstellung des gespenstischen Elfenreichs erfaßten Kindes ein eigenes, vollendetes Meisterwerk geschaffen, das durch die knappen charakteristischen Wechselreden und durch den dramatisch-lebendigen Gang der Handlung jedes Gemüt ergreifen muß.

Goethe trug sich damals mit dem Plane, ein idyllisches Liederspiel zu dichten, das eines Abends in Tiefurt im Freien, an und auf der Ilm zur Aufführung gebracht werden sollte. Dieses Singspiel, dem er den Titel „die Fischerin" gab, sollte mit dem Liede vom Erlkönig beginnen. Das letztere schien ihm besonders geeignet, bei solcher abendlichen Aufführung unter den hohen Erlen am rauschenden Flusse die Stimmung für die dramatische Handlung hervorzurufen und in die letztere einzuführen. Er dichtete noch einige Lieder als Arien für das Singspiel und wählte zu gleichem Zwecke aus der Herderschen Volkslieder-Sammlung noch vier andere Volkslieder aus. Die in der „Fischerin" vorkommenden kleinen Lieder: „Für Männer uns zu plagen 2c.", „Wenn der Fischer 's Netz auswirft 2c.", „Auf dem Fluß und auf der Erde 2c.", sind Dichtungen Goethes. Das dortige Lied aber:

„O Mutter, guten Rath mir leiht,
Wie soll ich bekommen die schöne Maid? 2c."

ist das nur wenig geänderte dänische Volkslied „der Wassermann" nach Herders Uebersetzung, ebenso das Lied:

„Es war ein Ritter, er reist' durchs Land,
Er sucht' ein Weib nach seiner Hand 2c."

ein ebenfalls von Herder übersetztes englisches Straßenlied: „Die drei Fragen", ebenso ferner das Lied:

Ich habs gesagt schon meiner Mutter 2c."

ein Litthauisches Brautlied, und endlich der Schlußgesang des Liederspiels:

„Wer soll Braut sein?"

ein altes wendisches Spottlied, das von Herder unter dem Titel „Die lustige Hochzeit“ in seine Sammlung aufgenommen, von Goethe aber in der Schlußstrophe umgeändert und seinem kleinen Drama angepaßt worden ist. Und als jene Lieder gedichtet und diese zur Operette mitbestimmten fremden Volkslieder teilweise umgestaltet waren, übertrug er die musikalische Komposition derselben der Künstlerin, die selbst die Titelrolle des Liederspiels in Tiefurt darstellen sollte, seiner geliebten Freundin Corona Schröter.

Wir haben sie, die erste Komponistin des Erlkönigs, die erste Sängerin desselben, und ihr Verhältnis zum Dichter uns zu veranschaulichen. Zu Guben am 14. Januar 1751 geboren, hatte sie in Leipzig bei dem Schöpfer des deutschen Singspiels und Direktor des Großen Konzerts, Johann Adam Hiller, ihr ungewöhnliches musikalisches Talent und ihre reine weiche Stimme ausgebildet und vervollkommt. Sie war der Liebling des musikliebenden Leipziger Publikums geworden und es selbst neben der berühmten Sängerin Gertrud Elisabeth Schmehling, spätern Mara geblieben. Stand sie auch letzterer an Kraft und Virtuosität des Gesanges nach, so übertraf sie doch dieselbe in tiefinnigem, gemütvollem Ausdruck und ergreifendem Vortrage, und überstrahlte sie durch die Schönheit und Anmut ihrer Erscheinung, durch ihre junonische Gestalt, ihre reizenden, seelenvollen Gesichtszüge, ihre leuchtenden, geistvollen Augen und den bezaubernden Reiz reiner Jungfräulichkeit. Auch Goethe hatte als Leipziger Student, anderthalb Jahre älter als sie, das talentvolle schöne Mädchen im Konzert gehört und entzückt sie besungen. Sie hatte auf einem Privattheater Leipzigs durch ihr Spiel, ihren Geist und ihre Grazie auch im Schauspiel alles bezaubert.

Nachdem das Weimarische Schloß und mit ihm das darin befindliche Theater ein Raub der Flammen geworden war, und als nun der berühmt gewordene junge Frankfurter Dichter in Weimar weilte, spielte seit Anfang des Jahres 1776 der Weimarische Hof selbst „Komödie“ im Fürstenhause und in dem

ehemals Hauptmannschen Hause an der Esplanade, bald auch in Ettersburg und dem Tiefurter Parke. So war der spätere Zuruf an die Musen dramatischer Kunst in Goethes Gedicht auf Miedings Tod volle Wahrheit:

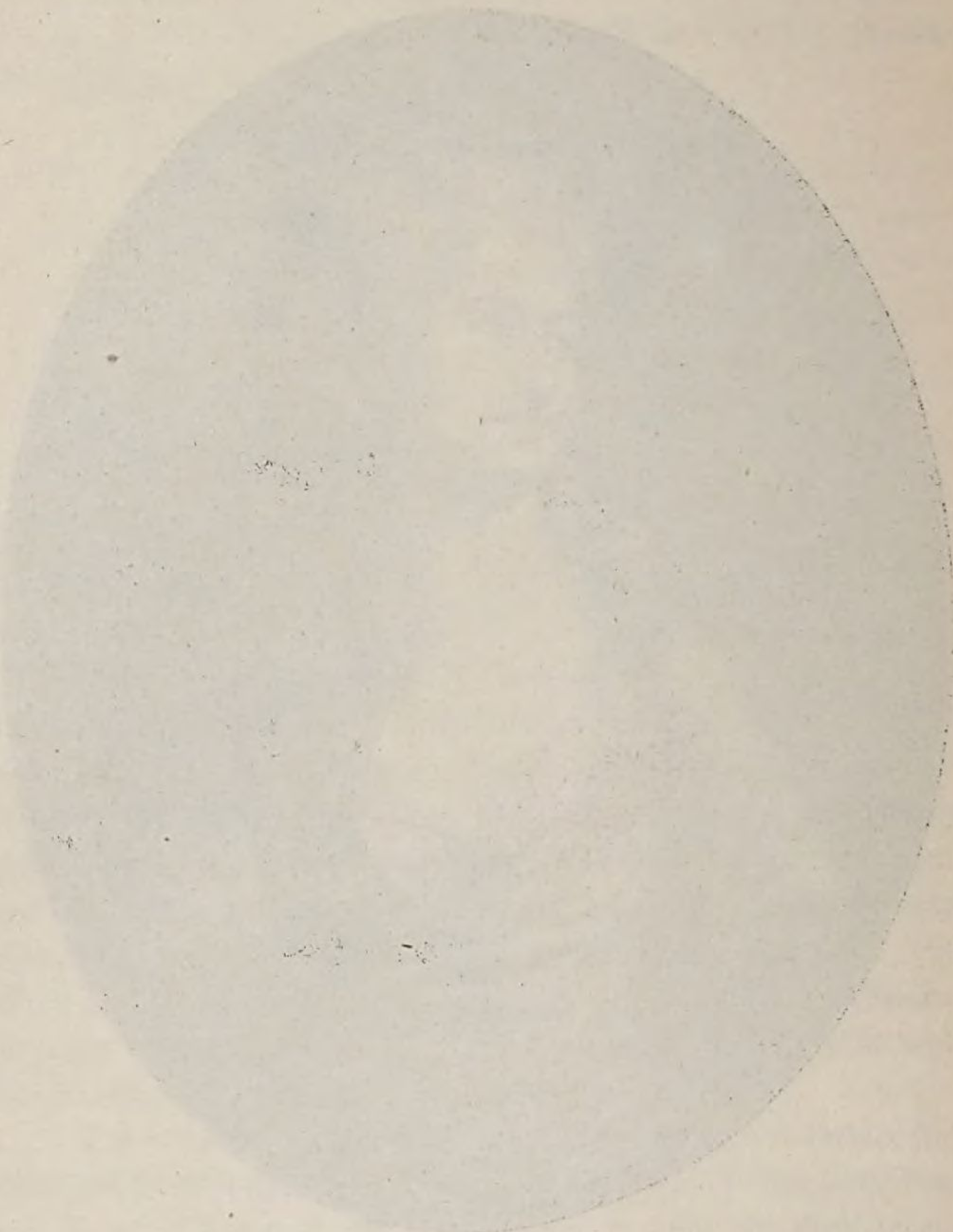
Als euern Tempel grause Gluth verheert,
Wart ihr von uns drum weniger geehrt?
Wie viel Altäre stiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf
An wie viel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein schwer befriedigt Publikum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht,
Erscheint ihr, die ihr vielgestaltet seid,
Im Reitrock bald und bald im Galakleid.

Anfangs fehlte aber dem fürstlichen Liebhabertheater eine wahrhaft große künstlerisch darstellende Kraft, eine ächte Künstlerin für Schauspiel und Gesang. Unter Vermittlung Goethes trat Corona Schröter, erfüllt von der Sehnsucht, ihre Talente für die Bühne in edler idealer Weise zu entwickeln und zu bethätigen, im Herbst 1776 als Hof- und Kammersängerin der kunstsinnigen Herzogin Anna Amalie in diesen Weimarischen Kreis ein. Eine groß angelegte Natur und nun zur prangenden Rose erblüht, gewann die hochgebildete geist- und gemütvolle Künstlerin auch in Weimar sofort alle Herzen.

Durch sie erst erlangte das fürstliche Liebhabertheater künstlerische Bedeutung. Sie ward die größte Zierde desselben, wie in den Operetten und Singspielen, so auch als Liebhaberin in den Lustspielen und Possen und vor allem als Heldin in den größten und edelsten Schauspielen. Sie vereinigte, wie Gotter in einem Briefe an Dalberg bezeugt, die Vorzüge der berühmtesten damaligen Künstlerinnen in sich, die Figur der Koch, die Innigkeit der Brandes, die Deklamation der Seiler mit der ihr selbst



Corona Schröter.



eignen sonoren Stimme und der ihr ebenso eignen Grazie des Spiels. Eine ihrer höchsten Glanzrollen war die Rolle der Proserpina-Mandandane in dem Monodrama Goethes. Für sie, für ihre Mimik und Deklamation hatte Goethe die hochtragische Dichtung geschaffen, für sie auch die Titelrolle in seinem Meisterwerke Iphigenie. Corona war es, die dem Dichter vorschwebte, als er sein Drama schuf, sie lieh ihm für Iphigenie selbst Wesen, Farben und Züge. Am 6. April 1779 kam dies Drama zur ersten Aufführung. Mit voller Sympathie und Liebe hatte Corona den wunderbar schön gezeichneten Charakter Iphigeniens, in welchem der Adel reiner jungfräulicher Weiblichkeit gefeiert wird, erfaßt und durchdrungen und brachte ihn in ihrer hellenischen Schönheit und Anmut, die von der griechischen Tracht noch gehoben wurden, durch ihr seelenvolles Spiel zur ergreifenden Darstellung. Sie stellte sie nicht allein vor, sie war Iphigenie. Orest und Iphigenie, — Goethe und Corona Schröter, sie waren, wie der geistreiche Ad. Stahr treffend sagt, „das idealste schönste Menschenpaar, das jemals zusammen auf den Brettern in einer so ganz dem Ideale angehörenden dichterischen Schöpfung zur Verkörperung dieser Gestalten gewirkt hat."

In jener heiter-schönen, glänzenden Periode genialen Lebens und Strebens, welche Weimar und Weimars Umgebung zu ihrer Stätte hatte, war der junge feurige Dichter, der von Frankfurt dahin gekommen, die geniale produktive Kraft, welche die kleine Residenz an der Ilm zum Centrum deutscher Kunst erhob, — die künstlerische Darstellerin seiner Dichtungen, die Repräsentantin seiner Muse war Corona Schröter. Der wundervolle Lorbeerkranz, den Goethe in seinem Gedicht auf Miedings Tod (1782) der Künstlerin gewidmet hat, die seinen Schöpfungen Leben und Gestalt verliehen, — der köstlichste Lorbeerkranz, der jemals einer Künstlerin gewunden und gegeben worden, — war vollberechtigt:

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht wer da kommt und festlich näher tritt?

Sie ist es selbst; die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hocherstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Doch nicht allein die Verehrung, auch die Liebe hat diesen wundervollen Lorbeerkranz gewunden. Corona ward von dem Dichter heiß und innig geliebt.

Schon beim ersten Wiedersehen zu Leipzig im März 1776 hatte sie tiefen Eindruck auf Goethes Herz gemacht. Von dort aus hatte er damals an Frau v. Stein geschrieben: „Die Schröter ist ein Engel, — wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich Euch könnt in Frieden lassen!" Und kaum war Corona in den Weimarischen Kreis eingetreten, als sich zwischen Goethe und ihr ein Liebesverhältnis bildete, das von 1776 bis 1781 währte und sich von gegenseitiger inniger Zuneigung bis zur Wärme der Leidenschaft steigerte. Die Vorbereitungen, die Aufführungen am fürstlichen Liebhabertheater und ihr so häufiges gemeinschaftliches Spiel brachten sie schon von 1776 ab in nahe Beziehungen. Goethe besuchte seine „Crone", wie er sie in seinem Tagebuch nennt, häufig, manche Zeit fast Tag für Tag, oft besuchte sie in Begleitung ihrer Freundin Wilhelmine Probst auch ihn in seinem „lieben Gärtchen vorm Thore an der Ilm", in seinem Gartenhause, bisweilen kam sie auch mit der Zither und erfreute den geliebten Dichter

mit ihrem reizenden Vortrag von Liedern. So gestaltete sich zwischen ihnen, während sie stets ihre Reinheit und Ehre bewahrte, der traulichste Verkehr, der auch im gegenseitigen „Du" seinen Ausdruck fand. Am 18. und 19. Juli 1777 wurde Corona von Goethe in seinem Garten gezeichnet; noch jetzt befindet sich in den Goetheschen Sammlungen das damals gezeichnete Portrait der geliebten „Crone". Beide wechselten Briefe, und sie teilte ihm ihre Lebenserinnerungen, die von ihr geschriebene Geschichte ihrer Entwicklung auf den Gebieten der Musik und Malerei mit. Wie das von mir veröffentlichte und nunmehr auch in der großen Weimarischen Goethe-Ausgabe erschienene Tagebuch Goethes aus jener Zeit von Tag zu Tag erkennen läßt, wurde ihr Liebesverkehr, ihr Liebesverhältnis immer lebhafter, immer inniger. Ich habe es in dem zweiten Bande meines Buchs „Vor hundert Jahren", in der Lebensskizze „Corona Schröter" (Neue Ausgabe, Leipzig 1883) S. 103 flg. an der Hand des Goetheschen Tagebuchs ausführlich und eingehend dargelegt. Sehr richtig bemerkt Ad. Stahr, (Aus dem alten Weimar, Berlin 1875, S. 74.) „Wenn es jemals ein von der Natur für einander geschaffenes Menschenpaar gegeben hat, so waren es Goethe und Corona Schröter. Es gehört zu dem tragischen Geschick in Goethes Leben, daß er an der Verbindung mit diesem in jeder Beziehung zu ihm passenden und seiner würdigen, von ihm als Künstlerin und Frau so hoch verehrten und geliebten weiblichen Wesen durch Einflüsse verhindert und dadurch von der Ausfüllung seiner Existenz durch eine seiner würdige Ehe und von der Begründung eines sittlichen Familienlebens abgehalten wurde, das er in den ersten Jahren seines Lebens in Weimar ebenso sehr ersehnte, als er, wie wenige, für ein solches geschaffen war." Die heftige Eifersucht der Frau von Stein wußte es zu verhindern, daß das zwischen Goethe und Corona bestehende innige Herzensverhältnis den naturgemäßen harmonischen Abschluß fand.

Ihr, der gefeierten Künstlerin, übertrug Goethe die Kom-

position der Lieder für „die Fischerin“, und so namentlich auch der Ballade vom Erlkönig. Freudig übernahm sie den Auftrag, und die Ausführung desselben gab im August 1781 die Veranlassung zu wieder größerer Annäherung von Goethe an Corona, trotz der Mißstimmung der Frau von Stein. Laut seines Tagebuchs war er am 5. August 1781 bei „Cronen“ mit „Berichtigung der Arien zu der Fischerin“ beschäftigt. Johann Adam Aulhorn, der fürstliche Hoftanzmeister und Bassist, dem für das Singspiel die Rolle des alten Fischers zugedacht war, kam hinzu und sang mit Corona „die alten Duetts“. Lebhafter wurde wieder der Verkehr zwischen Dichter und Künstlerin, am 8., 12. und 20. August war sie in seinem Gartenhause, er dagegen am 15. und 22. August ihr Gast, und als Corona an seinem Geburtstage 28. August 1781 im Tiefurter Parke, im Festspiele „Minervens Geburt, Leben und Thaten“, als Minerva aus dem kolossalen Jupiterkopfe des Malers Kraus gestiegen, dem gefeierten Dichter die empfangenen Göttergeschenke: Leier, Kranz und Gürtel überreichte, trat auch die von ihr lang gehegte innige Neigung zu dem jugendlich-feurigen Dichter wieder in ganzer Frische hervor.

Bis zum Sommer 1782 ward von Goethe, „von Thorheit und Weisheit angetrieben,“ das idyllische Liederspiel „die Fischerin“ vollendet und von Corona die ganze Musik dazu anmutig komponirt. Dichtung und Musik wurden zu einem harmonischen Ganzen. Es sollte die Aufführung nach Goethes Plane an und auf der Ilm selbst am 22. Juli 1782 stattfinden. Corona hatte das Dortchen übernommen, Aulhorn die Rolle ihres Vaters, der Oberkonsistorialsekretär Seidler den Niklas. Mehrere Proben fanden statt, auch in Goethes Garten, und liefen „ganz leidlich“ ab, die Probe in Tiefurt „that sehr gute Wirkung“. Am 21. Juli sandte Goethe seinem Freunde Herder, dem er die benutzten Volkslieder verdankte, und der Gattin Herders das Drama mit einer poetischen Epistel, die mit den Worten begann:

Dies kleine Stück gehört, so klein es ist,
Zur Hälfte dir, wie du beim ersten Blick
Erkennen wirst, gehört Euch beiden zu,
Die Ihr schon lang für Eines geltet. Drum
Verzeiht, wenn ich so kühn und ohngefragt,
Und noch dazu vielleicht nicht ganz geschickt,
Was er dem Volke nahm, dem Volk zurück
Gegeben habe.

Am Tage darauf ging die Aufführung des kleinen „Wald- und Wasserdramas" auf dem „natürlichen Schauplatz zu Tiefurt an der Ilm" vor sich. Es war ein milder, warmer Sommerabend. Unter den hohen Erlen am Flusse standen zerstreute Fischerhütten. An einem kleinen Feuer waren Töpfe gesetzt, und ringsumher Netze und Fischergeräte aufgestellt. Corona als die Fischerin Dortchen erwartete den Vater und ihren Bräutigam Niklas und sang „vor Ungeduld" ihre Lieder. Am Feuer beschäftigt, begann sie das Drama mit dem Gesange:

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind ꝛc.

Zum erstenmale erklang die Ballade vom Erlkönig; Corona sang sie in ihrer eigenen, einfachen Komposition, sie sang sie mit ihrer weichen, zum Herzen dringenden Stimme, und alle Zuhörer wurden tief ergriffen. Mit der trefflichen Darstellung der idyllischen Handlung, mit der anmutigen Musik und der prächtigen magischen Beleuchtung des Flusses und seiner Ufer erreichte die Operette eine so befriedigende, ja bezaubernde Wirkung, daß Goethe selbst dem Freunde v. Knebel berichten konnte, sie sei „sehr gut und glücklich aufgeführt worden."

Ueber hundert Jahre sind seitdem dahingegangen. Goethes Ballade ist zum Kleinod des deutschen Volkes geworden und in der kunstvollendeten Schubertschen Komposition auf aller Lippen. Im Tiefurter Parke, gegenüber dem fürstlichen Schlößchen, nahe der Stelle, wo einst das Parktheater sich befand und jetzt am Ilm-Ufer ein kleiner Tempel steht, führen

Steinplatten zum Fluß hinab. Hier war es, wo auf Dortchens Herde das Feuer flackerte, — wo sie vor Ungeduld sang, ihr Hütchen in das Erlengebüsch hing und sich versteckte, — und wo kurz darauf ihr Vater und Niklas im Kahne landeten. Rauschend und plätschernd erzählt uns der Fluß von dem gespenstischen Erlkönig, von einem jungen genialen Dichter, der ein wunderbar ergreifendes Lied von ihm geschaffen, und von einer hellenisch-schönen Künstlerin, die es hier vor hundert Jahren zuerst gesungen hat.

18.

Erwählter Fels.

Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten,
Heiter sprach er zu mir werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen,
Jedem Felsen der Flur die mich den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Walds um den ich wandernd mich schlinge,
Ruf ich weihend und froh: bleibe mir Denkmal des Glücks!
Dir allein verleih ich die Stimme, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Der Ober-Stallmeister Friedrich von Stein, Erbherr auf Kochberg, gehörte mit seiner Gattin Charlotte, geb. von Schardt, dem Hofe Karl Augusts, dem Weimarischen Kreise an. Baron v. Stein besaß keine bedeutende geistige Bildung, aber er war ein Mann von angenehmem Aeußern, von schöner Gestalt, von feinem Hof- und Weltton und heiterem Temperamente. Herzogin Amalie nannte ihn „einen sehr artigen Mann,“ und Karl August schätzte ihn und wählte ihn zum Hofkavalier. Seine Gattin Charlotte, die älteste Tochter des Weimarischen Hofmarschalls von Schardt, geboren am 25. Dezember 1742,



Charlotte v. Stein.

hatte ihm sieben Kinder geschenkt, von denen bei Goethes Ankunft in Weimar noch drei Knaben lebten. Mit ihrer anmutigen, schlanken Gestalt, ihren einnehmenden, sprechenden Gesichtszügen, — von denen Schiller schreibt, daß sie einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit hatten — mit ihren schönen, glänzenden, geistreichen Augen, ihrer hohen geistigen Begabung und ihrem lebhaften Interesse für Wissenschaft und Kunst war Frau von Stein eine der interessantesten Damen des Weimarischen Hofes. Sofort nach seinem Eintritt in diesen Kreis übte der berühmte Dichter des Götz, des Werther und Clavigo unwiderstehlichen Zauber auch auf die fast sieben Jahre ältere Frau aus, sie fühlte sich durch seine Huldigung geschmeichelt, und der liebebedürftige sechsundzwanzigjährige Dichter, der die Herzen zu besiegen gewohnt war, der für den Verlust seiner Frankfurter Braut Lili Trost und Ersatz, für seine Dichtungen ein empfängliches Gemüt, für das Hofleben eine erfahrene Führung bedurfte, trat zu der pikanten dreiunddreißigjährigen Hofdame in ein inniges Verhältnis, dessen besonderer eigentümlicher Reiz ihn zehn Jahre hindurch fesselte. (vgl. „Vor hundert Jahren", II. Bd. Corona Schröter S. 82. 87 folg.) Wie Leonore Sanvitale in dem damals entstandenen Tasso konnte Frau von Stein von sich und ihrem Verhältnis zu Goethe sagen:

Was fehlt dir noch?
Gemahl und Sohn und Güter, Rang und Schönheit,
Das hast du alles, und du willst noch ihn
Zu diesem allen haben? Liebst du ihn?
Was ist es sonst, warum du ihn nicht mehr
Entbehren magst? Du darfst es dir gestehen. —
Wie reizend ist's, in seinem schönen Geiste
Sich selber zu bespiegeln! Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lied
Uns wie auf Himmels-Wolken trägt und hebt?
Dann bist du erst beneidenswerth! —
Wo ist ein Mann, der meinem Freunde sich
Vergleichen darf? Wie ihn die Welt verehrt,

So wird die Nachwelt ihn verehrend nennen.
Wie herrlich ist's, im Glanze dieses Lebens
Ihn an der Seite haben! so mit ihm
Der Zukunft sich mit leichtem Schritte nahn!
Alsdann vermag die Zeit, das Alter nichts
Auf dich, und nichts der freche Ruf,
Der hin und her des Beifalls Woge treibt:
Das was vergänglich ist, bewahrt sein Lied.
Du bist noch schön, noch glücklich, wenn schon lange
Der Kreis der Dinge dich mit fortgerissen.
Du mußt ihn haben. —

Sie hatte ihn, hatte ihn zehn volle Jahre hindurch, und unläugbar groß sind die Verdienste, die sie um ihn und mittelbar um die deutsche Poesie sich erworben hat. Neben der Freundschaft des jungen Fürsten zu dem genialen Dichter hat Frau von Stein wesentlich mit dazu beigetragen, Goethe an Weimar zu fesseln. Größer noch und bedeutsamer ist ihr anderes, auf Goethes Dichtung bezügliches Verdienst. Empfänglich für dieselbe, regte sie ihn zum Dichten und zu Fortsetzung angefangener Werke an und war, um mich des treffenden Ausdrucks ihres Biographen zu bedienen, sein Trost und Halt in einem angestrengten, seiner innersten Seele widerwärtigen Geschäfts- und Hofleben, war seine Beichtigerin, seine Trösterin, seine fördernde Freundin, und wirkte mäßigend, beschwichtigend und klärend auf sein aufgeregtes Innere. Sie

tropfte Mäßigung dem heißen Blute,
Richtete den wilden irren Lauf,

er

fühlte sich in ihrem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut.

Das ungestüme Dichtergemüt, das kaum die Tage von Sturm und Drang hinter sich hatte, konnte sich allmählich beruhigen und Werke wie eine Iphigenie, einen Tasso und die

schönsten lyrischen Gedichte in klassischer Gediegenheit und edler Form-Vollendung schaffen.

Aber der Ruf platonischer Reinheit und engelhafter Sanftmut, der von den Verehrern der Frau v. Stein um deren Namen gleich einem Heiligenscheine gewoben worden ist, war unbegründet. Erst der neuern Zeit war es vorbehalten, den Ungrund jener überschwenglichen Verherrlichung darzuthun.

Wohl brachte Frau von Stein, eingedenk noch der Rücksichten auf ihren Gatten und ihre Kinder, der romantisch grenzenlosen Huldigung des jungen feurigen Dichters ihre Neigung anfangs nur in Form der Freundschaft entgegen; sie erklärte ihm, daß sie ihn nur als Bruder lieben dürfe. Aber diese „Freundschaft", diese Schwesterliebe, war von Anfang an ein ungesundes Verhältnis. Frau v. Stein war sich dessen recht wohl bewußt, und auch Goethe fühlte es schon im April 1776, als er an die geliebte Frau schrieb: „warum soll ich dich plagen?! liebstes Geschöpf! warum mich betrügen und dich plagen und so fort?! Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel." Die kluge und geistvoll-anmutige Frau wußte den allvergötterten genialen Dichter mit Liebreiz, Zärtlichkeit und Geist an sich zu fesseln. Im Jahre 1780 wechselten sie Ringe als Zeichen ihrer Liebe, bald darauf fiel Goethe auch wieder in das „Du", das er seit Jahren sich nicht erlaubt hatte, und schrieb der Frau von Stein: „Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie wert sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Ich kann nicht mehr Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte." Als der Frau v. Stein im Jahre 1781 Goethes Neigung zu Corona Schröter den Verlust des Geliebten drohte, verlor ihr Liebesverhältnis zu ihm den frühern platonischen Charakter. Es ist bekanntlich hierüber in der Goethe-Literatur der lebhafteste Streit entbrannt, die Verteidiger der Frau v. Stein haben in ihrem Eifer sich sogar zu leidenschaftlichen Schmähschriften gegen

die „Ankläger" derselben verirrt, haben aber damit nur kund gethan, wie wenig sie selbst Wesen und Charakter Goethes und der Frau von Stein verstanden haben. Für den wahren Sachverhalt sind diese psychologischen Gründe, sind aber auch Goethes Tagebuch und der ganze Inhalt und Ton seiner damaligen Liebesbriefe an Frau von Stein (die ihrigen, „den schönen Abdruck ihrer Seele", wie Goethe ihre Liebesbriefe nannte, hat sie sich zurückgeben lassen) im Zusammenhalt mit den Lida-Liedern, mit ihrer heftigen Eifersucht und mit ihrem nachherigen gehässigen Verhalten gegen Christiane Vulpius schlagende Belege. Die Verteidiger der Frau von Stein haben diese erdrückenden Beweise nicht zu widerlegen vermocht.

In jene Zeit, und zwar in den April 1782, fällt die Entstehung des vorliegenden Gedichtes. Es ist von Goethe der geliebten Frau geweiht, es ist das ihr vom Liebenden selbst gesetzte schöne Denkmal.

Schon am 17. April 1782 schrieb Goethe dem Freunde v. Knebel: bald würden die Steine anfangen zu reden. Bei einem Besuche Gothas hatten Inschriften im dortigen Park ihn den Gedanken fassen lassen, ähnliche für Weimar zu schaffen. So dichtete er, als Inschriften für den Park, mehrere Epigramme in antiker Form. Es gehörte dazu das Epigramm „Einsamkeit":

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt,
o heilsame Nymphen 2c.

und so auch das vorliegende Gedicht, in welchem der Dichter seiner innigen Liebe zu Frau von Stein — deren Name selbst im Gedichte wiederklingt — lebhaften Ausdruck gab und hochpoetisch den Felsen selbst uns von dieser Liebe des Dichters erzählen läßt. Goethe sandte diese kleinen Gedichte am 5. Mai 1782 dem Freunde v. Knebel. In der That hat das Epigramm: Die ihr Felsen und Bäume bewohnt 2c. seine Stelle im Weimarischen Parke am Felsen unter dem Römischen Hause gefunden. Auch unser Gedicht war ursprünglich für den Park

bestimmt. Doch hielt Goethe später diese Inschrift zurück und zog seinen Garten als dazu geeignetere Stelle vor.

Am 21. April 1776 war es gewesen, als er seinen Garten „in Besitz genommen hatte". Schon am 26. Mai 1776 berichtete seine Mutter (vgl. mein Buch: Frau Rath S. 55) an Klinger darüber: „Der Doctor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzog gehört, bezogen. Lenz hat denselben poetisch beschrieben und mir zum Durchlesen zugeschickt. Der Poet sitzt auch dort, als wenn er angenagelt wäre. Weimar muß vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort sein, Alles bleibt dort. Nun, wenn's dem Völklein wohl ist, so gesegne's ihnen Gott." Das fürstliche Geschenk des Gartens und Gartenhauses an Goethe war für ihn ein neues, ihn an die kleine Residenz-Stadt an der Ilm fesselndes Band geworden. Wohl konnte er von dem kleinen, schlichten Hause sagen:

Uebermüthig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus,

aber auch mit gleicher Wahrheit fortfahren:

Allen, die daselbst verkehrt,
Ward ein guter Muth bescheert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor;
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

Das einfach-bescheidene Häuschen schmückte er mit einigen Zeichnungen und Kupferstichen, namentlich einigen großen Ansichten Roms (Perspectivische Ansicht des neuen Rom, vom Berge Janiculus aufgenommen, in 6 großen aneinander gefügten Blättern, von Giuseppe Vasi), einem Grundriß des alten Rom, einem Gemälde des Grabmals der Cäcilia Metella von Volpato und anderen mehr. Wie das Innere und der bald geschaffene Altan des Hauses bei aller Einfachheit anmutete,

erhellt aus dem Briefe Wielands an Merck vom 8. November 1777: „Ich war gestern Nachmittag bei Goethen auf seinem Altan. Kein lieberes, sich wärmer an einen anlegendes oder, wie die Schwaben sagen, einen mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müssen Sie nie gesehen haben. Es ist recht als ob Goethens Genius das alles von Jahrhunderten her so angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit er's einst in Weimar völlig und fertig fände und sich nur hineinzulegen brauchte." Goethe pflanzte die Linden im untern Teile des Gartens an und schuf an der terrassenförmig ansteigenden Höhe eine englische Parkanlage mit traulichen, lauschigen Ruhe-Stellen und entzückender Aussicht in das Ilmthal. Sie alle, wie auch der im Jahre 1809 vom Sturm umgestürzte alte Wachholderbaum gehörten — wie Goethe selbst sagt — „zu dem abentheuerlichen Complex jenes Aufenthaltes, in welchem so manche Jahre seines Lebens hingeflossen, und der ihm und andern durch Neigung und Gewohnheit, durch Dichtung und Wahn so herzlich lieb geworden." Hier schuf er seine unsterblichen Lieder, hier seine Iphigenie, seinen Tasso.

Sechs Jahre wohnte er in dem einfachen Häuschen, das ihm in dem genialen Treiben jener Tage die erwünschte idyllische Ruhe gewährte. Im Jahre 1782 aber wollte zu seiner Stellung, seinen vielfachen Berufsgeschäften und seinen anwachsenden Sammlungen eine geräumigere städtische Wohnung besser passen. Gegen Ende Mai 1782 zog er in die Stadt und übernachtete am 2. Juni zum erstenmale in dem Hause, von welchem am 17. Oktober 1782 die Herzogin Anna Amalie an Frau Rath schrieb (vgl. Frau Rath S. 183): „Ich könte viel schönes von hier sagen, unter andern daß das Palais des Herrn Geheimden Raths von Goethe von außen und von innen prächtig geschmückt wird, und daß es eines der schönsten in der Stadt Weimar werden wird." Goethes Herz hing aber wie früher an dem traulichen Garten. Er trug sich vor dem Umzug sogar mit dem Plane eines poetischen Abschiedes, eines „Gedichts, das er seinen bald

verlassenen Hausgöttern widmen wollte," und schrieb darüber am 13. Mai 1782 an v. Knebel: „Ich habe noch ein Gedicht im Sinne, einen Abschied von meinem Garten, da ich eben zur schönsten Zeit genöthigt bin hereinzuziehen. — Wie wunderbar es ist. Sonst dacht ich mir es ärger als den Tod, aus meinem Garten zu ziehen, jetzt aber, da bei verwickelten Verhältnissen eine unerträgliche Unbequemlichkeit, Versäumniß ꝛc. für mich und andere daraus entsteht, so ist mir's eine rechte Wohlthat, daß ich mich ausbreiten und meine Sachen beisammen haben kann, und gewiß am Ende genieße ich den Garten mit meinen Freunden doch noch besser." Wenn jener Plan eines Gedichtes nicht zur Ausführung gelangte, so erklärt sich dies einfach daraus, daß er den Abschied nicht nahm. Der liebe Garten blieb ihm bis zu seinem Tode die behagliche Zuflucht seiner Mußestunden, eine „der Liebe, der Freundschaft und den Musen höchst günstige" Stätte.

Noch im Jahre 1782 gab er einem Felsen auf der Anhöhe hinter dem Gartenhause als dem „erwählten Felsen" dieses der geliebten Frau geweihte Gedicht als Inschrift, und wie es ihn dahin zog, geht aus dem schwermütigen Briefe hervor, den er am 17. November 1782 an Frau von Stein schrieb: „Frühe hab' ich, zwar nicht vor Tag, doch mit dem Tage meine erste Wallfahrt gemacht. Unter deinen Fenstern grüßt' ich dich und ging nach deinem Steine. Er ist jetzt der einzige lichte Punkt in meinem Garten. Die schönen Thränen des Himmels rollten an ihm herunter; es soll, hoff' ich, nichts zu bedeuten haben. Ich streich um mein verlassen Häuschen, wie Melusine um das ihrige, wohin sie nicht zurückkehren sollte, und dachte an die Vergangenheit, von der ich nichts verstehe, und an die Zukunft, von der ich nichts weiß. Wie viel hab' ich verloren, da ich jenen stillen Aufenthalt verlassen mußte! Es war der zweite Faden, der mich hielt; jetzt hänge ich ganz allein an dir, und, Gott sei Dank! dieß ist der stärkste. Seit einigen Tagen seh' ich die Briefe durch, die an mich seit zehn Jahren geschrieben

worden, und begreife immer weniger, was ich bin und was ich soll. Bleibe mir, liebe Lotte! Du bist mein Anker zwischen diesen Klippen."

Treten wir ein in den Garten, den die weihevollsten Erinnerungen für alle Zeit zur klassischen Stätte gemacht haben. An dem Gartenhause, in welchem der junge Dichter so viele innige Lieder und in seinen Dramen Iphigenie und Tasso die klassischen Meisterwerke der Genie-Periode geschaffen hat, ranken sich wie zu süßer, huldigender Umarmung rotblühende Rosen empor, die Goethe selbst einst aus Italien mitgebracht. Ringsum ist

„Der schlanken Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter,"

freudig emporgewachsen, höher noch, als sie der Dichter selbst gesehen hat. Ein Kiesweg führt uns an den Bäumen und dem Gebüsch hin die kleine Anhöhe hinauf zu einem schattigen Ruheplatze. Ueber einer auf Felsstücken ruhenden Tischplatte ist in den Stein eine Tafel eingefügt, auf der wir in lateinischer Schrift unser Epigramm lesen. Leider ist es nicht mehr die alte, ursprüngliche Tafel. Nachdem dieselbe, stark verwittert, im Gartenhause selbst ihre Aufbewahrung finden mußte, ist sie durch eine treue Nachbildung ersetzt, mit der uns der Fels von dem Liebenden erzählt, der ihn zum Denkmal seines Glücks gemacht und ihm allein die Stimme verliehen hat. Links und rechts ladet eine antik geformte Bank zu stiller Ruhe und Betrachtung ein. Alles still, wir genießen den Eindruck, den Goethe am 22. März 1824 im Gespräch mit Eckermann dahin beschrieb, „daß auf den Wiesen und auf dem ganzen Park umher oft eine Stille herrsche, von der die Alten sagen würden, daß der Pan schlafe." Die Stimme des Steines aber erinnert uns und alle kommenden Geschlechter an eine anmutige, geistvolle Frau, die in heißer Liebe auf den Lebensgang unseres großen Dichters und auf dessen dichterische Schöpfungen einen tiefgehenden Einfluß geübt,

und an die sinnig-schöne Weise, in der er die geliebte Frau in jener Zeit innigster Liebe zu ihr gefeiert hat.

Im Jahre 1788 nahm Goethe dies Epigramm in seine „Vermischten Gedichte" auf und 1789 erschien es zum erstenmale gedruckt in seinen Schriften.

19.

Der geweihte Platz.

Wenn zu den Reihen der Nymphen die eine Mondnacht versammelt
Sich die Grazien heimlich von dem Olympus gesellen;
Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönen Gespräche
Sieht dem reizenden Tanz ihrer Bewegungen zu.
Was der Himmel Herrliches hat was glücklich die Erde
Reizendes hervorbringt erscheint dem wachenden Träumer
Dann erzählt ers den Musen und daß die Götter nicht zürnen
Lehren ihn die Musen bescheiden Geheimnisse sprechen.

In Weimar hatte Goethe noch am Tage seiner Ankunft (7. November 1775) auch den deutschen Dichter persönlich kennen gelernt, der den Hof der kunstsinnigen Herzogin Anna Amalie und ihres jungen geist- und charaktervollen Sohnes, Herzogs Karl August, schon damals zu einem Musenhof machte, den in Nord-Deutschland und fast mehr noch im Süden Deutschlands hochgefeierten Dichter Wieland. Hatte der ebenso rücksichtslose als feurige Frankfurter Dichter-Jüngling den Verfasser der Alceste mit der Farce „Götter, Helden und Wieland" hart angegriffen, so trug er doch aufrichtige, warme Hochschätzung Wielands schon damals und seit Jahren im Herzen. „Wieland" — so gestand er — „ist nach Oeser und Shakespeare noch der

einzige, den ich für meinen ächten Lehrer erkennen kann; andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; diese zeigten mir, wie ich's besser machen sollte." Und mit seiner ganzen liebenswürdigen Herzlichkeit kam ihm Wieland entgegen. Als er an jenem 7. November im Hause des alten Kammerpräsidenten von Kalb (an der „Esplanade", jetzt „Schillerstraße") mit Goethe bei Tisch saß, wurde er „ganz verliebt in den herrlichen Jüngling", seine Seele wurde „so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne."

Diese Liebe und Verehrung hat Wieland für den jungen genialen Freund stets treu gehegt. Zahlreiche Belege hiefür liegen bereits vor, und jede neue Veröffentlichung von Papieren aus Alt-Weimar bestätigt es. Schon am 1. Dezember 1775 schrieb Wieland, wie schon oben erwähnt wurde, an Lavater: „Seit vier Wochen haben wir Goethen und seit vier Tagen die Grafen Stolberg. Ich fühle mich seit der Zeit neu belebt. Wir sind alle Tage beysammen, lieben uns alle Tage inniger, durchschauen uns und sind glücklich"; und einige Monate später, in einem Briefe an Merck vom 5. Juli 1776, nennt er Goethe „den Mann nach seinem Herzen" und fährt fort: „Göthen hab ich wieder ein paar Tage herrl. genossen. Er hat mich in voriger Woche en profil (auf seinem Garten) gezeichnet — in Größe eines nicht gar kleinen Mignaturbildes. Alles was halbweg Menschenaugen hat, sagt, es sehe mir ungemein gleich. Mir kömts auch so vor. Noch kein Maler von Profess. hat mich nur leidlich getroffen. Der Hauptumstand ist, daß es Göthe und con amore gemacht hat. — Wegen Göthen bitt ich Sie ewig ruhig zu seyn. Das Schicksal hat ihn in affection genommen; es ist Caesar und sein Glück; und Ihr werdet sehen, daß er sogar in diesem Hafen der Zeit worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle spielen wird. Laßt die schäbichten Kerls schwazen. Graf Görz rüstet sich nun auch, in eure Gegenden und nach Maynz und Mannheim zu gehen, und dort alles gegen Göthen und mich aufzuwigeln. Der Elende!

— Nichts weiter von dem Geschmeiß. Kommt nur einmal und seht selbst wie wir's treiben. Es gereut euch gewiß nicht. — Nächstens geht Göthe mit dem Herzog auf 14 Tag oder 3 Wochen nach Ilmenau. Das erste was er izt zu thun hat, ist sehen. Bis man 1777 zählt, wird ihm vom detail unsrer Sachen wenig mehr fehlen (denn er ist dahinter wie ein Feind) und dann laßt die Kerlchens kommen! Er hat bey all seiner anscheinenden und würcklichen Naturwildheit, im kleinen Finger mehr Conduite und Savoirfaire als alle Hofschranzen, Bonifaz Schleichers, und Politischen Kreuzspinnen zusammengenommen, in Leib und Seele. So lang C. A.*) lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus: und fehlte uns der, so sind wir noch da, und die Welt ist weit." Das Bild Wielands von Goethes Hand befindet sich noch jetzt in Weimar. Am 24. Juni 1776 hatte Wieland dem jungen Freunde in dessen Garten dazu gesessen. Es mag eine gar interessante Scene gewesen sein, als der Dichter des Götz und des Werther den früher angegriffenen, jetzt ihm herzlich befreundeten Wieland malte, im Goetheschen Garten, im Schatten altehrwürdiger Bäume, in der Nähe blühender Rosen, — fürwahr, selbst ein charakteristisches Bild aus der Genie-Periode Weimars! In einem Briefe an Goethes Mutter vom 30. September 1777 bricht Wieland über Goethe in die herzlichen Worte aus: „Er ist und bleibt halt doch, mit allen seinen Eigenheiten, einer der besten, edelsten und herrlichsten Menschen auf Gottes Erdboden." Am 8. November desselben Jahres schildert er dem Freunde Merck, wie es kein lieberes, kein mehr anheimelndes Plätzchen gebe, als der Garten, wo Goethes Genius walte. Und so launenhaft auch bisweilen der wackere Vater Wieland sein mochte, — in der Hochschätzung Goethes und in der innigen Zuneigung zu ihm blieb er sich stets gleich. Bei Besprechung von Goethes Schriften im „Teutschen Merkur" 1787 äußerte er die rückhaltlose, hohe Anerkennung,

*) Herzog Karl August. Robert Keil: „Frau Rath" S. 64 flg. 84.

„daß die Werke eines Schriftstellers, auf den die Nation stolz sei und es zu sein so viele Ursache habe, Werke, denen der Genius der Natur und der Kunst ihren Stempel gemeinschaftlich so tief und scharf wie diesen aufgedrückt haben, keiner Anpreisung bedürfen.“ Die Revision des achten Bandes der Gesamt-Ausgabe von Goethes Werken besorgte Wieland selbst für den Dichter und Freund. Von seinem Verhältnis zu Goethe gab er durch seinen Herzenserguß in einem Briefe an den vertrauten Schwiegersohn Reinhold vom 2. Dezember 1796*) die Schilderung: „Göthe fährt fort ein mir sehr angenehmes Verhältniß mit mir zu unterhalten, wirklich das reinste und einzige, das zwischen uns bestehen kann und soll. Er ist ein sonder- und wunderbarer Sterblicher, aber bey allem dem so sehr aus Einem Stück, so sehr bona fide alles was er ist, mit allem seinem egoismus so wenig übelthätig, oder vielmehr im Grunde so gutartig, und mit allen Anomalien seiner productiven Kraft ein Mann von so mächtigem Geist und unerschöpflichen Talenten, daß es mir unmöglich ist, ihn nicht lieb zu haben, wie oft ich auch im Fall bin zu wünschen, daß dies oder jenes anders an ihm wäre.“

Die gleiche warme Verehrung und Zuneigung schenkte aber auch Goethe dem ihm so eng befreundeten Dichter. Als Wieland ihm die erste Hälfte des Oberon vorgelesen, urteilte Goethe über dies Meisterwerk seines Freundes: „Es ist ein schätzbares Werk für Kinder und Kenner, so was macht ihm Niemand nach. Es ist große Kunst in dem Ganzen, so weit ich's gehört habe, und im Einzelnen. Es setzt eine unsägliche Uebung voraus, und ist mit großem Dichterverstand, Wahrheit der Charaktere, der Empfindungen, der Beschreibungen, der Folge der Dinge, der Formen, Begebenheiten, Märchen, Fratzen und Plattheiten zusammengewoben, daß es an ihm nicht liegt, wenn es nicht unterhält und vergnügt.“ Im Frühjahr 1780 hatte Wieland seine schöne

*) „Wieland und Reinhold“, Original-Mitteilungen von Robert Keil (Leipzig 1885) S. 231.

Dichtung Oberon vollendet. Als Zeichen seiner Anerkennung schickte ihm Goethe einen Lorbeerkranz zu.

Zwei Jahre darauf, im Jahre 1782 entstand das vorliegende Gedicht Goethes. Es ist die Huldigung Goethes für den Dichter-Genius Wielands.

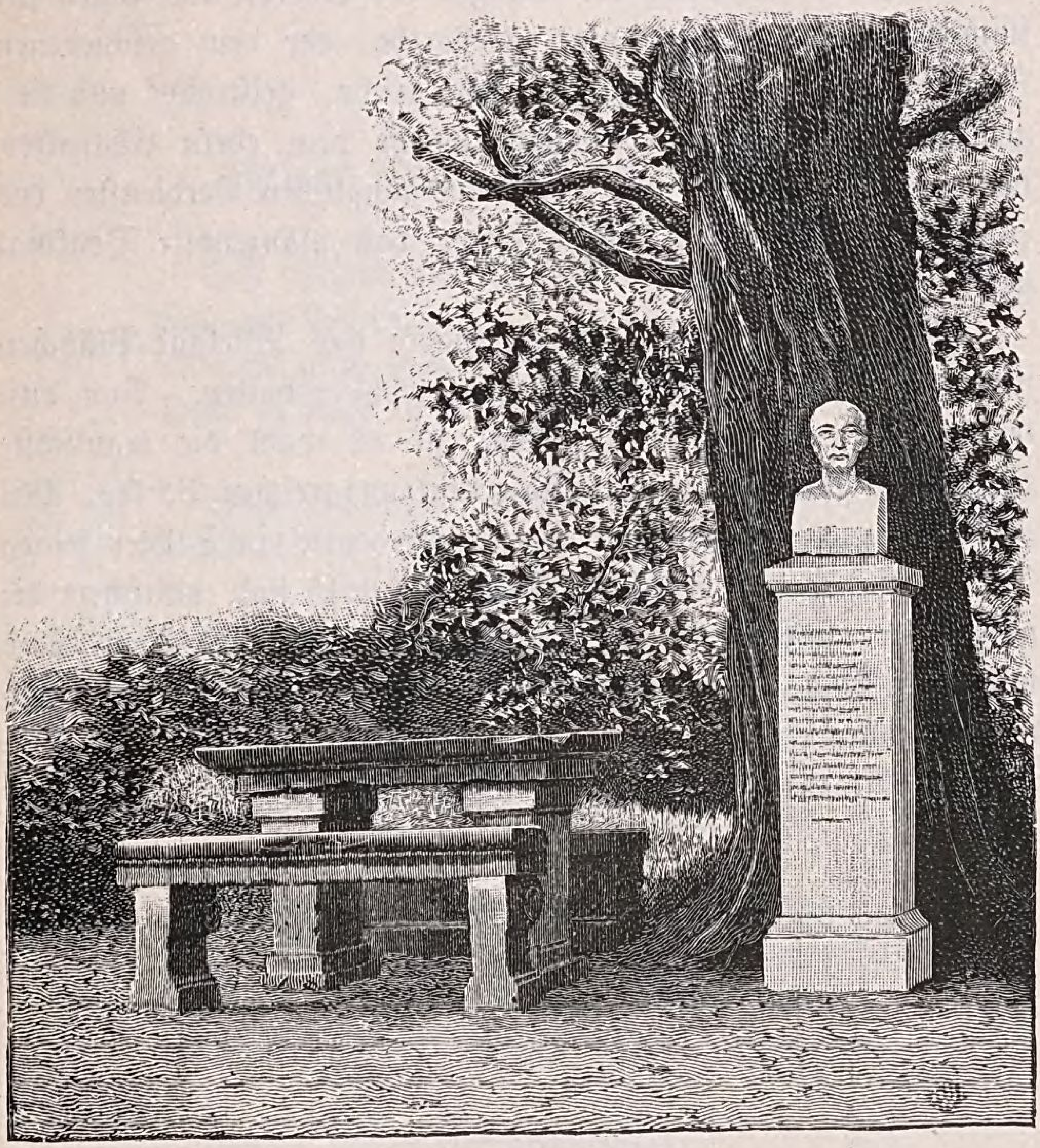
Die Veranlassung dazu gab eine Idee der Herzogin Anna Amalie. Zu ihr, der liebenswürdigen, kunstsinnigen und lebensheitern Fürstin, stand Wieland in inniger Beziehung. Im Witthums-Palais zu Weimar, wie in den Lustschlössern zu Ettersburg, Belvedere und Tiefurt war er ihr Gesellschafter, ihr Vertrauter. Die Herzogin und den Gelehrten, zwei gleichgestimmte feinsinnige Naturen, verband innige Freundschaft. Von diesem Gefühle beseelt, faßte Herzogin Amalie den Gedanken, den „Vater Wieland" zugleich mit Goethe und Herder durch Aufstellung von Büsten in ihrem neugeschaffenen Parke von Tiefurt zu ehren und zu erfreuen. Wieland teilte mit der Fürstin den Sommeraufenthalt gerade im kleinen, lieblichen Tiefurt so oft und gern. „Ich könnte" — äußerte er — „einen Zauber nennen, der hier wirklich stattfindet, obgleich er auf die natürlichste Weise von der Welt entsteht. Dieser Lustgarten ist eigentlich ein kleines Landstück, und die Mannigfaltigkeit der Anlagen, und die abwechselnden Genüsse, welche er wie aus einem Füllhorn umher gießt, zaubern ihm eine Größe an, die nicht wirklich, sondern nur scheinbar ist. Und noch ein Zauber, und zwar ein so holder, daß ich ihn gegen das allerbrillanteste Stück der Feenwelt nicht vertauschen möchte. Auf allen Seiten offene Steige, die jeden Freund der schönen Natur in dieses Heiligtum einer edlen Fürstin einladen, zu freiem Mitgenusse, zu vertraulicher Annäherung. Kein Wunder! Hier schlägt ein hochfürstliches Herz, welches eben dadurch wahrhaft hochfürstlich ist, daß es der ganzen Menschheit angehört und in möglicher Beglückung Andrer sein vornehmstes und eigenes Glück findet." Dort, im „Lohhölzchen" unweit des fürstlichen Landhauses, am Ufer der rauschenden Ilm hatte Wieland seinen Lieblingsplatz, auf dem er gern in süßem Träumen

und Sinnen weilte. Es ist wohl die von Lütkemüller beschriebene Stelle: „Wir betraten einen Platz, der von einer großen Linde und von umstehendem Gebüsch beschattet und mit einem Tisch nebst Bänken von Stein besetzt war. Wieland ruhte etwas abwärts am Rande des Hains auf einer Gartenbank, von jungem überhangendem Gebüsch beschirmt, im Anblick einer sonnenhellen, mit einem Obsthaine bepflanzten Höhe, und dicht an seiner Seite floß die Ilm mit sanftem Geplätscher. Oft sah ich ihn nachher in schöner Vor- und Nachmittagsstunde an diesem lieblichen Ruheplatz sinnend oder lesend verweilen.“ Diese Stelle erkor die Herzogin Amalie für Wielands Büste und führte diesen Gedanken aus. „Sie müssen wissen“ — schrieb sie im März 1782 an Knebel — „daß ich unsre drei Genien ihre Büsten in dem Lohhölzchen aufgestellt habe und Villoison bat, er möchte die Inschriften dazu machen. Da nun seine Feder einmal angesetzt und unaufhaltsam fortläuft, so habe ich denn auch ein ganzes halbes Dutzend davon bekommen.“ Sie mögen aber den Beifall der Fürstin nicht gefunden haben, denn sie wurden zu dem Zweck, dem sie dienen sollten, nicht verwandt. Dagegen dichtete Goethe im Jahre 1782 für Tiefurt, für die Büste seines Dichter-Freundes Wieland die vorstehenden Verse. In antiker Form feierte er den Dichter der Grazien, feierte er Wielands Dichtungen als von den Grazien und Musen selbst ihm eingegeben, weihte mit stimmungsvollem Kolorit die Stelle am Ufer des rauschenden Flusses und goß den poetischen Reiz der Mondnacht darüber. Diese Verse wurden denn auch in Wirklichkeit die Inschrift an dem Postament, welches die porträttreue Gips-Büste Wielands trägt.

Mit Stolz zeigte Herzogin Amalie, als sie am 27. Juli 1787 Schiller zum erstenmal in Tiefurt empfing und mit ihm in dem Parke „spazierte“, dem jungen feurigen Dichter der Räuber die von ihr aufgestellte Wieland-Büste.

In einer Abschrift des Fräuleins von Göchhausen hat das Gedicht in 16 Halbzeilen die Ueberschrift: „Unter Wieland's

Büste im Garten zu Tiefurth," ebenso hat Herders Copie die Ueberschrift: „Auf Wieland's Büste". Bei der Sammlung seiner lyrischen Dichtungen änderte Goethe dieselbe in die Worte



Wielandplatz in Tiefurt.

„Der geweihte Platz" und nahm so diese Verse, mit wenigen kleinen Aenderungen, 1789 in seine Schriften auf.

Goethes Verehrung für Wieland und seine Freundschaft zu ihm blieb bis zum Tode des greisen Dichters sich stets gleich. In der Abhandlung über Jena und Weimar, mit welcher Goethe

im Jahre 1806 das Gesuch der Universität Jena an Napoleon um einen kaiserlichen Schutzbrief warm unterstützte, findet sich die rühmliche Erwähnung Wielands als doyen de la litterature allemande.*) Und als der Sänger des Oberon die Augen für immer geschlossen hatte, war es Goethe, der dem geschiedenen Freunde am 18. Februar 1813 jene große, geistreiche und tief-gemütvolle Gedächtnisrede hielt, welche dem edeln Charakter, der hohen Bedeutung und den unvergänglichen Verdiensten des entschlafenen Gelehrten und Dichters das glänzendste Denkmal gesetzt hat.

Noch jetzt ist im Tiefurter Parke das Wieland-Plätzchen und die Büste mit Goethes Versen wohl erhalten. Von duftendem Flieder-Gebüsch umgeben, ist es wohl die traulichste Stelle des ganzen reizenden und erinnerungsreichen Parkes. Mit Rührung lesen wir dort die Verse, mit denen ein Dichter seinen Freund sinnig gefeiert hat. Leise murmelt und plätschert die nahe Ilm, und wenn der Zauber der Mondnacht über Wald und Fluß liegt, glauben wir auf der schimmernden Welle und im blühenden Ufer-Gesträuch die Reihen der Nymphen im Verein mit den Grazien zu sehen, die ihren dahingeschiedenen Sänger betrauern.

---

*) Richard und Robert Keil: Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806 (Leipzig 1882) S. 141.

20.

Amor ein Landschaftsmahler.

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel,
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannet
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Mahlen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verlohren?

Sah ich an das Kind und dachte heimlich —
Will das Bübchen doch den Meister machen!

Willst du immer trüb und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts kluges werden.
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen mahlen,
Dich ein hübsches Bildchen mahlen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger
Der so röthlich war wie ein Rose
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen.

Oben mahlt er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen.

Mahlte dann die zarten, leichten Wipfel
Frisch erquickter Bäume, zog die Hügel
Einen nach dem andern frey dahinter.
Unten ließ ers nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ach da standen Blumen an dem Fluße,
Und da waren Farben auf der Wiese
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes
Alles wie Schmaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein lasirt er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner:

Daß ich ganz entzückt und neugebohren
Bald den Mahler bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das schwerste noch zurücke.

Zeichnete darnach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt, an dem Wäldchen,
Grad ans Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe
Wie das Fingerchen das sie gebildet.

O du Knabe, rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest?

Da ich noch so rede, sieh da rühret
Sich ein Windchen und bewegt die Gipfel

Kräuselt alle Wellen auf dem Fluße,
Füllt den Schleyer des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erstaunten mehr erstaunte
Fängt das Mädchen an, den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun alles alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleyer
Und der zarte Fuß der Allerschönsten;
Glaubt ihr wohl, ich sey auf meinem Felsen
Wie ein Felsen, still und fest geblieben?

Incognito, in einer Postchaise allein, mit Dachsranzen und Köfferchen, ohne dienende Begleitung, reiste Goethe von Karlsbad am 3. September 1786 ab und ging über die Alpen nach Italien.

Wohl war es eine „Bildungs-Reise". Wie Goethes Mutter in einem Briefe vom 9. Januar 1787 bezeugt, war die Sehnsucht, Rom zu sehen, von Jugend auf sein Tagesgedanke, nachts sein Traum. Beim Empfang eines Briefes des Sohnes aus Rom schrieb sie ihm am 17. November 1786 in vollem Entzücken: „Jubiliren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen wie du bist, mit deinen Kenntnissen, mit deinem großen Blick vor Alles was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reiße auf sein gantzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen, und nicht allein Dich, sondern alle die das Glück haben in deinem Wirkungskreiß zu leben." In einem Briefe an Friedrich von Stein vom 9. März 1787 sagt die wackere Frau Rath: „Sie sind nicht der Meinung, daß mein Sohn noch eine längere Zeit ausbleiben wird? Ich für meine Person gönne ihm gerne die Freude und Seligkeit, in der er jetzt lebt, bis auf den letzten Tropfen zu genießen, und in dieser glücklichen Constellation wird

er wohl Italien nie wiedersehen; ich votire also aufs längere Dortbleiben.“

Damit stimmen Goethes eigne Geständnisse überein. Am 10. Oktober 1786 schreibt er aus Venedig: „Jetzt darf ich’s sagen, darf meine Krankheit und Thorheit gestehen. Schon einige Jahre hab ich keinen lateinischen Schriftsteller ansehen, nichts, was nur ein Bild von Italien erneuerte berühren dürfen ohne die entsetzlichsten Schmerzen zu leiden. — Hätt ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär ich rein zu Grunde gegangen und zu allem unfähig geworden, solch einen Grad von Reife hatte die Begierde diese Gegenstände mit Augen zu sehen in meinem Gemüth erlangt.“ An anderer Stelle bemerkt er darüber: „Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in frühern Jahren vielleicht zu sehr gehegt und bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen, und er suchte deshalb die volle endliche Befriedigung. Das Ziel meiner innigsten Sehnsucht, deren Qual mein ganzes Inneres erfüllte, war Italien, dessen Bild und Gleichniß mir viele Jahre vergebens vorschwebte, bis ich endlich durch kühnen Entschluß die wirkliche Gegenwart zu fassen mich erdreistete.“ Und an Freund Merck schreibt er aus Rom am 10. Februar 1787: „Es war hohe Zeit, daß ich mich auf den Weg machte; ich wäre für Sehnsucht vergangen.“

Aber irrig ist die Annahme, daß die italienische Reise nur eine Bildungs-Reise gewesen sei, sie war vielmehr zugleich eine Befreiungsreise. Um Selbst-Befreiung handelte es sich aus unerträglich gewordenen engen Banden zu frischen Quellen bewegten Volkslebens, in eine Welt freierer Oeffentlichkeit und Humanität, — um Befreiung aus dem Hofdienst, aus der Enge des deutschen Kleinstaates und dem wesenlos gewordenen Verhältnis zu Frau von Stein.

Wie der Biograph der Frau v. Stein, H. Düntzer, bei Betrachtung der Motive zu Goethes italienischer Reise (Charlotte v. Stein I. 264) selbst bemerkt, hielt das Verhältnis

Goethes zu Frau v. Stein bei aller Innigkeit des Vertrauens doch seine Seele in ewiger Spannung, gewährte ihm keine Ruhe, machte ihm die Gründung eines häuslichen Glückes unmöglich und hatte großen Anteil an der Abspannung und Austrocknung seiner Seele. Er selbst fühlte dies und erkannte im Jahre 1786 klar, daß nur eine längere Entfernung von Weimar und von Frau v. Stein ihm Rettung aus diesem ungesunden Verhältnis bringen konnte. Er fand diese Rettung und zugleich die Befriedigung langgehegter Sehnsucht nach dem Anschauen reiner Kunst und dem Genusse südlicher Natur in der Reise nach Italien. So ward die Reise zu einer Art Flucht, auf welcher „das bisher bewachte und beängstete Naturkind in seiner ganzen Losheit wieder nach Luft schnappte.“ So erklärt sich auch sein Geständnis, daß neben der Sehnsucht nach den klassischen Stätten antiken Lebens und antiker Kunst das Bedürfnis, „sich von den physisch-moralischen Uebeln, die ihn in Deutschland quälten und zuletzt unbrauchbar machten, zu heilen,“ ihn über die Alpen trieb. Und so wird es auch erklärlich, daß er nur dem Herzog Karl August und dem treuen Diener Philipp Seidel seinen Reiseplan mitteilte, der geliebten Frau aber verheimlichte. „Ich habe“ — schrieb er ihr noch von Karlsbad aus — „bisher im Stillen gar mancherlei getragen und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältniß sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne. Sonst mag ich nicht in deiner Nähe wohnen und ich will lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben, in die ich jetzt hinausgehe.“

Frau von Stein selbst hielt sich für treulos verlassen und klagte in schwerem Kummer über seine „Treulosigkeit“:

Schutzgeist! hüll’ mir auch noch ein
Seines Bildes letzten Schein,
Wie er mir sein Herz verschlossen,
Das er sonst so gern ergossen,
Wie er sich von meiner Hand
Stumm und kalt fast weggewandt.

Durch zahlreiche Briefe aus Italien suchte er sie zu beruhigen und mit wiederholten Versicherungen seiner Liebe zu trösten. In diesen Briefen aber, welche gewissen Verehrern der Frau von Stein lediglich als Beweise noch andauernder glühender Liebe Goethes erscheinen, klingt an manchen Stellen etwas wesentlich anderes heraus: die Verwirrung, Verlegenheit, ja bisweilen auch das Reuegefühl des Mannes, der loskommen möchte ohne Gewaltsamkeit und Verletzung, und so die vergebliche Bemühung unternimmt, das bisherige Liebesverhältnis in ein Freundschaftsverhältnis zu verwandeln; und viele Stellen lassen den dadurch eintretenden Zwiespalt erkennen. Man vergleiche zum Beispiel die Stellen der Goetheschen Briefe:

Rom 8. Decbr. 1786 .... Ich sage dir nicht wie dein Blätgen mein Herz zerrißen hat. Lebe wohl, du einziges Wesen und verhärte dein Herz nicht gegen mich.

Rom 13. Dec. 1786. Könnt ich doch meine Geliebteste jedes gute, wahre, süße Wort der Liebe und Freundschafft auf dieses Blat faßen, dir sagen und versichern daß ich dir nah, ganz nah bin und daß ich mich nur um deinetweilen des Daseyns freue. Dein Zettelchen hat mich geschmerzt aber am meisten dadrum daß ich dir Schmerzen verursacht habe. Du willst mir schweigen? Du willst die Zeugnisse deiner Liebe zurücknehmen? Das kannst du nicht ohne viel zu leiden, und ich bin schuld daran.

Rom 20. Dec. 1786. Noch ist kein Brief von dir angekommen, und es wird mir immer wahrscheinlicher daß du vorsätzlich schweigst, ich will auch das tragen, und will dencken: Hab ich doch das Beyspiel gegeben, hab ich sie doch schweigen gelehrt, es ist das erste nicht, was ich zu meinem Schaden lehre. Heute Nacht hatt ich halb angenehme, halb ängstliche Träume. Ich war in Eurer Gegend und suchte dich. Du flohst mich und dann wieder wenn ich dir begegnen konnte, wich ich dir aus .... Diesmal kommt mir dein Geburtstag ohne daß ich mich dessen mit dir freuen kann. Wie erfreulich wird der nächste seyn, wenn du mich nicht ganz von deinem Herzen ausschließen willst.

Rom 6. Jan. 87 . . . . Heute früh erhielt ich deinen bitter süßen Brief vom 18ten Dec. . . . Ich kann zu den Schmerzen die ich dir verursacht nichts sagen als: vergib! Ich verstocke mein Herz nicht, und bin bereit alles dahin zu geben, um gesund zu werden für mich und die meinigen. Vor allen Dingen soll ein ganz reines Vertrauen, eine immer gleiche Offenheit mich aufs neue mit dir verbinden.

Rom 21. Febr. 87 . . . . An dir häng ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich was mich oft Erinnerungen zerreisen. Ach liebe Lotte du weist nicht welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue und daß der Gedancke dich nicht zu besitzen mich doch im Grunde, ich mags nehmen und stellen und legen wie ich will aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu dir Formen geben welche ich will, immer immer — Verzeih mir das ich dir wieder einmal sage was so lange stockt und verstummt. Wenn ich dir meine Gesinnungen meine Gedancken der Tage, der einsamsten Stunden sagen könnte. Leb wohl. Ich bin heute konfus und fast schwach. Leb wohl Liebe mich . . . .

Goethe aber fand in Italien zum Heil seines Lebens und der Dichtkunst endlich sich selbst wieder. Dort fühlte er sich nach und nach kleinlichen Vorstellungen entrissen, falschen Wünschen enthoben, und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Lande der Künste trat die Sehnsucht nach der Kunst selbst.

Bekanntlich hat die Hinneigung zur bildenden Kunst und insbesondere die Lust zum Zeichnen unsern Dichter fast durch sein ganzes Leben begleitet. Schon in frühester Jugend war durch seines Vaters Neigung zu den bildenden Künsten der Knabe mit den Werken derselben und mit lebenden Künstlern bekannt geworden. Er hatte auch eigene Zeichenstunden mit vielem Fleiße besucht. Er hatte in Leipzig bei Oeser das Zeichnen fortgesetzt und sich auch im Kupferstechen versucht. Auch in Straßburg und später war er bemüht gewesen, Gegenstände, die ihm ein besonderes Interesse einflößten, durch Zeichnungen festzuhalten, und ebenso hatte er in den ersten Jahren seines Weimarischen

Lebens, zum Beispiel in Kochberg, auf der Wartburg 2c., viel gezeichnet. Wie Schuchardt, der Herausgeber des Verzeichnisses von Goethes Kunstsammlungen, treffend bemerkt, darf man, wenn man eine Goethesche Zeichnung zur Hand nimmt, zwar kein durchgebildetes Kunstwerk erwarten, aber Erfindung, Komposition, Anlage, Andeutung der Farbe sind bei den meisten Zeichnungen, besonders den Landschaften, so beschaffen, daß kein Künstler sich deren zu schämen brauchte. Schwerer als das Landschaftliche fiel ihm das Zeichnen von Figuren. Durch Naturanlage und Uebung gelang ihm wohl ein Umriß, auch gestaltete sich leicht zum Bilde, was er in der Natur vor sich sah, allein es fehlte ihm die eigentliche plastische Kraft, dem Umriß Körper zu verleihen; seine Nachbildungen waren mehr ferne Ahnung irgend einer Gestalt und seine Figuren den leichten Luftwesen in Dantes Purgatorio ähnlich. Dennoch versuchte er sich selbst im Portraitiren. Durch Lavaters physiognomische Studien veranlaßt und angeregt, übte er sich darin, die Portraits von Freunden auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide darzustellen. Die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen, doch war die nachhelfende Hand eines künstlerischen Freundes erforderlich, um sie aus dem düstern Grunde hervorzuheben.

Als Goethe in Italien weilte, war es die Zeit, wo sich unter der eifrigen Mitwirkung talentvoller Maler, eines Hackert, eines Tischbein, einer Angelika Kauffmann und anderer in Rom jene Neugestaltung der Kunst vollzog, die im genialen Carstens ihren Abschluß finden sollte. Mit ganzem Feuereifer gab sich Goethe diesen Anregungen und Bestrebungen hin. Während er die veredelnde Umdichtung seiner Iphigenie vollendete, widmete er sich zugleich der Malerei mit aller Leidenschaft.

Von Neapel, von Sicilien nach Rom zurückgekehrt, verweilte er vom 6. Juni 1787 bis 22. April 1788 zum zweitenmale in der ewigen Stadt. In Rom und auf den Ausflügen nach Tivoli, Albano 2c. übte er sich unter Hackerts Anleitung im Landschaftszeichnen nach der Natur und, als die

menschliche Gestalt ihn vor allem interessirte, im Figurenzeichnen und Modelliren. Schon am 16. Juni, kaum wieder in Rom, schrieb er von dort: „In Tivoli war ich mit Hackert, der eine unglaubliche Meisterschaft hat, die Natur abzuschreiben und der Zeichnung gleich eine Gestalt zu geben. Ich habe in diesen wenigen Tagen viel von ihm gelernt. Er hat mich gelobt und getadelt und mir weitergeholfen.“ Das A und O aller uns bekannten Dinge (wie er sich ausdrückt), die menschliche Figur fesselte ihn, er entschloß sich zum Modelliren und freute sich nicht wenig, als ihm die Zeichnung eines Köpfchens nach Gips gelang: „Meine erste Angelegenheit“ — schrieb er — „ist und bleibt, daß ich es im Zeichnen zu einem gewissen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit Etwas macht und nicht wieder zurücklernt, noch so lange stillsteht, wie ich wohl leider die schönste Zeit des Lebens versäumt habe. Doch muß man sich selbst entschuldigen. Zeichnen um zu zeichnen wäre wie reden um zu reden. Wenn ich nichts auszudrücken habe, wenn mich nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenstände erst mühsam aufsuchen muß, ja mit allem Suchen sie kaum finde, wo soll da der Nachahmungstrieb herkommen? In diesen Gegenden muß man zum Künstler werden, so dringt sich Alles auf.“

Die Anregung zum Portraitiren sollte er bald genug in Castel Gandolfo in anmutigster Weise empfangen. —

Man hat ihm aus diesen Bemühungen, in der Malerei sich auszubilden, den Vorwurf der Zeitvergeudung gemacht, gewiß aber mit Unrecht. Wohl hatte ihm die Natur ein wahrhaftes produktives Talent für die bildende Kunst versagt, er war von ihr nicht zum Maler geschaffen. Indem er aber sich im Zeichnen nach der Natur auszubilden emsig und unter verständiger Leitung tüchtiger Künstler bestrebt war, bildete er seine Natur- und Kunstanschauung harmonisch aus, was seine Dichtungen förderte und veredelte. Das fühlte er selbst auch recht wohl. „Daß ich zeichne und die Kunst studire“ — schrieb er von Rom — „hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern: denn schreiben

muß man nur wenig, zeichnen viel. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neugeboren war, so fange ich jetzt an, wie neuerzogen zu sein."

Noch ehe er nach Castel Gandolfo ging, am 5. September, hatte er seine Umarbeitung des Egmont vollendet.

In Frascati wurde im September 1787 „den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht, geklebt, Handwerk und Kunst recht ex professo getrieben. Abends wurden die Villen im Mondschein besucht und sogar im Dunkeln die frappantesten Motive nachgezeichnet." Aus Albano schrieb Goethe am 5. Oktober 1787: „Ich mag von meinem Leben keine Beschreibung machen, es sieht gar zu lustig aus. Vor allem beschäftigt mich das Landschaftszeichnen, wozu dieser Himmel und diese Erde vorzüglich einlädt. Sogar hab' ich einige Idyllen gefunden. Was werd' ich nicht noch alles machen. Das seh' ich wohl, unser einer muß nur immer neue Gegenstände um sich haben, dann ist er geborgen."

Sein damaliges Leben glich einem Jugendtraum und erschien ihm selbst einem Jugendtraum völlig ähnlich. Nur eines fehlte noch in diesem Traum: Beziehungen zum schönen Geschlecht. Einen Abguß des kolossalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludovisi steht, hatte er bei sich aufgestellt und nannte denselben „seine erste Liebschaft in Rom". Andere Liebschaften mied er. „Ich scheue mich", gesteht er in den Briefen von dort, „vor den Herren und Damen wie vor einer bösen Krankheit, es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe." „Die italienischen Mäuschen", schrieb er ferner, „haben ihre Eigenthümlichkeiten; vor zehn Jahren hätten einige passiren können; nun ist diese Ader aber vertrocknet." Er hielt sich von Frauen „bis zur trocknen Unhöflichkeit" fern. Als er aber am 7. Oktober zur Villeggiatur nach Castel Gandolfo gegangen, war es mit dieser kühlen Zurückhaltung vorbei. Am 8. Oktober schrieb er von dort: „Wir leben hier, wie man in Bädern lebt, nur mache ich mich des Morgens bei Seite, um zu zeichnen; dann

muß man den ganzen Tag in der Gesellschaft sein, welches mir denn auch ganz recht ist für diese kurze Zeit; ich sehe doch auch einmal Menschen, ohne großen Zeitverlust und viele auf einmal." Er verschwieg, was ihn eigentlich bewegte; jetzt kann man es aber zwischen den Zeilen lesen. Die blauen Augen der schönen Mailänderin hatten es ihm angethan.

Den Verkehr mit ihr, eine der reizendsten Episoden seines reichen Lebens, hat er selbst in seinem „Zweiten Aufenthalt in Rom" geschildert. Er wohnte in Castel Gandolfo in dem Hause des reichen englischen Kunsthändlers Jenkins. Nach und nach fand sich eine große Zahl von Gästen ein, und nach der Rückkehr von seinen Morgen-Ausflügen pflegte Goethe für den übrigen Tag dieser Gesellschaft, ihrem gemeinschaftlichen Mittagsmahl, ihren Spaziergängen, Lustpartien, ernst- und scherzhaften Unterhaltungen anzugehören. Auch Goethes Freundin, die Malerin Angelika Kauffmann, kam mit ihrem Gemahl und förderte — wie immer verständig, gut, gefällig, zuvorkommend — den berühmten deutschen Freund beim Landschaftszeichnen. „Man muß" — bemerkte Goethe über sie — „ihr Freund sein, man kann viel von ihr lernen, besonders arbeiten, denn es ist unglaublich, was sie alles endigt." Auch die „gar hübsche" Römerin, die in Rom unfern von Goethe auf dem Corso wohnte und seine Aufmerksamkeit erregt hatte, fand sich dort ein und kam dem Dichter wie eine bereits Bekannte entgegen. Und in Begleitung derselben war die junge Mailänderin erschienen, die Schwester eines Commis von Herrn Jenkins und Freundin der Römerin. Goethe selbst hat in der Erzählung seines zweiten Aufenthalts in Rom eine anschauliche Schilderung beider gegeben. „Diese beiden Schönen" — erzählt er —, „denn schön durfte man sie wirklich nennen, standen in einem nicht schroffen aber doch entschiedenen Gegensatz; dunkelbraune Haare die Römerin, hellbraune die Mailänderin; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; diese zugleich mit fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermaßen ernst, zurückhaltend, die

Mailänderin von einem offnen, nicht sowohl ansprechenden, als gleichsam anfragenden Wesen." Durch ihre „Natürlichkeit, ihren Gemeinsinn, ihre gute Art" zeichnete sich die junge Mailänderin vor den Römerinnen sehr vorteilhaft aus.

Befreit von dem Zauberkreis der Frau von Stein, frisch empfänglich für weiblichen Liebreiz und Schönheit, wurde er von der Liebenswürdigkeit der reizenden Mailänderin gefesselt. Er entbrannte von heftiger Liebe zu ihr.

Der aufgeregte Zustand, in welchen Goethe durch diese Neigung versetzt wurde, ist auf das lebhafteste in dem kleinen anmutigen Gedicht ausgesprochen, das er in jenem Herbst 1787 oder Anfang des Jahres 1788 schuf und sein Leibliedchen nannte:

Cupido, loser, eigensinniger Knabe;
Du bat'st mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.
Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und senget mich Armen.
Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben.
Ich such', und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Goethe trat der reizenden Mailänderin nahe, er verkehrte traulich mit der Schönen und lehrte sie die englische Sprache. Bald genug aber sollte sein aufgeregter Zustand „die Epoche einer merkwürdigen Umwälzung erleben." Er selbst hat uns den entscheidenden Abend auf das malerischste beschrieben. Von einem Pavillon aus schweifte sein Blick in die Runde, aber es ging vor seinen Augen etwas anderes vor, als das landschaftlich Malerische; es hatte sich ein Ton über die Gegend gezogen, der weder dem Untergange der Sonne noch den Lüften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen

Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell. Goethe empfand, was er in vorliegendem Gedichte ausgesprochen hat, daß erst die Liebe und die Beschauung der Natur mit dem Auge der Liebe dem Landschaftsbilde die wahre Weihe voller Schönheit zu geben vermag. Mit Entsetzen erfuhr er aber an jenem Abend, daß das verehrte schöne Mädchen bereits Braut war. Wunderbar genug hatte ihn, wie er selbst bemerkt, in Italien ein Werther-ähnliches Schicksal betroffen! Mit Schmerz zog er sich zurück und wandte sich wieder der Kunst zu. Die landschaftliche Natur suchte er so treu als möglich nachzubilden, mehr aber (so fand er selbst) gelang es ihm, sie besser zu sehen. Die Fülle der Körperlichkeit, die jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Abstiegen, stillen Seen, belebten Bächen entgegenbringt, war seinem Auge fühlbarer als sonst, sein äußerer und innerer Sinn war durch den Schmerz geschärft. Er sah, wie es ihn Amor lehrte, die Natur mit dem Auge der Liebe.

Am 21. Oktober kehrte er nach Rom zurück. Er musterte die Zeichnungen, die er auf dem Lande gemacht, und gab sich neuen landschaftlichen Studien, insbesondere aber dem Interesse an der menschlichen Gestalt hin, welche doch das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns sei. Doch die Gedanken an die Geliebte blieben. Aus dieser Stimmung heraus schuf er das vorliegende Gedicht, das jenen Tagen innigen Verkehrs mit der schönen Mailänderin seine Entstehung verdankt. Amor war es, der, als Landschaftsmaler seinem Auge die Natur und demzufolge auch seine Landschaften durchgeistigend, ihm diese kunstvollendete Dichtung eingegeben; Cupido, der lose, eigensinnige Knabe, war es, der ihm jetzt so hohe Begeisterung für die körperliche Schönheit des Menschen einflößte, — er war es endlich, der ihn dazu trieb, das Bild der Geliebten selbst zu zeichnen. Bei Hackert und unter dessen Leitung entwarf er das Bild der lieblichen Mailänderin mit dem hellen Haar, dem klaren, zarten Teint, den „fast blauen" Augen, dem offnen, nicht sowohl

ansprechenden als gleichsam anfragenden Wesen. Er zeichnete sie „im reinlichen Morgenkleide“, wie er sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen. Faßte er jenen Moment in das Auge, wo sie in liebenswürdiger Naivetät zu ihm sagte: „Man lehrt uns nicht schreiben, weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benutzen,“ oder den Moment, wo sie seinem englischen Unterricht aufmerksam schelmisch lauschte? Wer weiß es? — So entstand die anmutigste Aquarelle.

Jene Kunstübungen linderten ihm den Kummer um den plötzlichen Verlust der Geliebten, aber noch lange, bis in den Sommer 1788 und später, klangen in seinem Herzen die sehnsüchtige Liebe und der Schmerz nach, und vielleicht hat Riemer, Goethes Vertrauter, recht, der auf einem mir vorliegenden Blatte bemerkt, daß das Venetianische Epigramm Goethes:

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig und ertrag
den Verlust!

sich wahrscheinlich auf die schöne Mailänderin beziehe.

Im November 1787 konnte Goethe wohl von sich sagen, daß er nun fast die rechten geraden Wege zu allen bildenden Künsten vor sich sehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen desto klarer ermesse. Er meinte, daß er zur bildenden Kunst schon zu alt sei, um von jetzt an mehr zu thun als zu „pfuschen“; er entschloß sich, auf das Ausüben derselben zu verzichten. Von Rom schrieb er am 22. Februar 1788: „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue. Genug, ich habe schon jetzt meinen Wunsch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen“. Er hat jenen Entschluß nicht ausgeführt, die Fertigung von Zeichnungen blieb, als Befriedigung einer Art Sehnsucht, seine Liebhaberei

bis in sein höheres Alter. Und wir haben uns dessen zu freuen. Wie bereits bemerkt, war jene Neigung Goethes und deren Uebung für seine Kunstentwicklung von hoher Bedeutung, und die erhaltenen Zeichnungen von seiner Hand sind nicht nur an sich großenteils von unverkennbarem Kunstwert, sondern auch durchweg für das Verständnis seiner Naturanschauung überaus wichtig. Geistvolle Betrachtungen hierüber aus der Feder von Goethes Freund Riemer, die unter dessen Nachlaßpapieren in meinen Besitz gelangt sind, mögen hier Veröffentlichung finden:

„Ist Goethe auch kein vollkommner oder auch nur fertiger Zeichner, Maler, Bildner in der sogenannten bildenden Kunst, so ist er destomehr Meister in der Poesie. Hier hat er es zu einer Vollkommenheit gebracht, zu der er in jenen Künsten nicht gelangen konnte, theils aus Mangel hinreichender Anlagen, theils aus Mangel der darauf zu verwendenden Zeit, — nicht zu vergessen, daß sein eigentliches Talent auf Dichtkunst gerichtet war und blieb.

„Wie er nun aber in seinen Poesien vollkommene Zeichnungen und Gemälde, ja plastische Gestalten liefert, so enthalten seine bildlichen Skizzen, wenn auch nur hingeworfen, wahrhaft poetische Gedanken, Einfälle, Phantasien.

„Wie concret der Gegenstand auch sei, der ihm Anlaß gab, ihn durch wenige Linien zu fixiren, so sehr ist er gleich in's Allgemeine gehoben, daß er symbolisch gelten kann. Er ist niemals mehr Portrait, er ist schon ideell aufgefaßt. Es ist der Geist der Sache, der heraustritt, und seine Bedeutung spricht sich von selbst aus. Charakter des Gegenstandes, Stimmung des Gemüths, Freude und Wohlgefallen an der Wirklichkeit geben sich in Zügen und wenigen Strichen kund, und man freut sich des Auges, das die Welt und die Dinge so zu sehen, ihnen dies abzugewinnen wußte.

„Wenn Manche seine Zeichnungen den Gegenständen nach nicht für bedeutend und der Behandlung nach hart finden, so dient zu bemerken, daß es keineswegs immer auf den Gegenstand an-

kommt, sondern darauf, daß einer etwas daraus zu machen versteht. Ist es doch mit den poetischen Sujets auch so. Goethe hat, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, aus den gleichgültigsten, die Aufmerksamkeit Anderer nicht anregenden Gegenständen höchst anziehende, symbolisch ansprechende Skizzen gemacht. Was die Behandlung betrifft, so war sie freilich nicht ausgeführt genug: es fehlte an einer geübten Technik, — doch bei aller Skizzenhaftigkeit eine gewisse Tüchtigkeit, die etwas von dem hatte, was man Styl zu nennen pflegt, eine gewisse Tüchtigkeit, wodurch der Gegenstand kräftig und selbständig erschien.

„Künstler von Profession wußten den Werth des Gedankens wohl zu erkennen und lobten die verständige und bedeutsame Austheilung von Licht und Schatten. Den Vordergründen mangelte es indeß an Kraft, weil Goethe sich fürchtete zu hart zu werden, und ihm hier, wo es auf Detail und Ausführung ankam, ein genaueres Studium des Einzelnen fehlte.

„Ein eigentlicher Künstler konnte leicht etwas Imposantes daraus machen, wenn er, dem Gedanken folgend und zwischen den Zeilen zu lesen verstehend, ihm bis in die nothwendigen Kleinigkeiten aus der Fülle seiner Imagination und Erfahrung das Fehlende zu ertheilen geneigt war.

„Auf jeden Fall waren es geist- und empfindungsreiche Brouillons, und manche sogar mehr als dieses.

„Man kann sich am ersten davon überzeugen aus den nach seinen Skizzen von Holdermann und Lieber radirten Blättern, wozu er selbst die Beschreibungen in herrlichen Stanzen liefert, die sein Unvermögen und die Sehnsucht, dergleichen Gegenstände durch eine Künstlerhand aufgefaßt und dargestellt zu sehen, auf das Rührendste schildern.

„Wie seine Poesieen Gemälde sind, vorstellen und ausdrücken, so sind seine Zeichnungen häufig reine Poesieen, lyrische, ideale Bilder. Sind sie nicht Portraits der Natur, so sind sie der Charakter, ja der Geist des Gegenstandes, und das Gefühl, das sie erwecken, ist das seiner Bedeutsamkeit. Fels und

Gemäuer, Baum und Pflanze, alles hat wo nicht Styl doch Charakter und ist tüchtig, wenn auch nicht zierlich und geleckt.

„Uebrigens legte Goethe seinen Zeichnungen keinen andern Werth bei, als den einer Erinnerung oder einer beschwichtigten Sehnsucht. Er gesteht selbst an zehn Orten, daß es nichts damit sei und werden könne; er spottet sogar darüber auf das Anmuthigste:

er werde auch wohl in Abrahams Schoos
Bleistift und Pinsel nicht werden los,
Bei vieler Lust und wenig Gaben
Werd' er doch nur gekritzelt haben."

So weit Riemer. Daß es aber nicht bloße „Kritzeleien" sind, beweisen nicht nur die einer spätern Zeit angehörigen 22 trefflichen Zeichnungen, welche von Goethe als ein Denkmal seiner künstlerischen Leistungen zu einem Ganzen vereinigt, von der Goethe-Gesellschaft in guter Nachbildung dargeboten worden sind, sondern auch die im Goethehaus zu Weimar befindlichen, aus der italienischen Reise stammenden Zeichnungen und seine ebenfalls in Italien entstandenen und jetzt zur Goethe-Sammlung des Verfassers gehörigen reizenden Blätter, zum Beispiel die Federzeichnung eines Dorfes, die sorgfältige, zierliche Zeichnung eines antiken Säulenkapitäls und das Portrait der schönen Mailänderin, von denen der große Maler Friedrich Preller einst bemerkte, daß jeder noch so bedeutende Künstler es sich zur Ehre rechnen könnte, sie geschaffen zu haben.

Mit allem Feuereifer hatte sich Goethe in den ersten Monaten des Jahres 1788 wieder der Poesie zugewandt. Faust und Tasso beschäftigten ihn, sowohl in Rom, als auch nach dem schmerzlichen Abschiede vom 22. April 1788 auf der Rückreise nach Weimar. Am 18. Juni traf er — „fast ein andrer Mensch", erfüllt von den genossenen reichen Natur- und Kunst-Eindrücken und reifer, klarer Welt- und Kunst-Anschauung, durchgebildet und wie neugeboren — in Weimar wieder ein. Dahin brachte er

auch das vorliegende Gedicht mit und nahm es mit der Ueberschrift „Amor ein Mahler" in seine „Vermischten Gedichte", dann aber 1789 unter Aenderung der Ueberschrift in „Amor ein Landschaftsmahler" in seine Schriften auf.

Nach Weimar begleiteten ihn auch seine italienischen Zeichnungen, unter ihnen das Portrait der schönen Mailänderin. Mit dreizehn andern, in Italien gezeichneten Bildern (Landschaften in Aquarelle und Federzeichnungen: Wasserfall, Parkpartie, Ruinen, Felsengruppen, Säulen u. dergl.) legte er das Bild der Geliebten in ein Paket zusammen. Dort ruhte es siebenunddreißig Jahre.

Am frühen Morgen des 28. August 1825 klopfte Goethes ehemaliger Privatsekretär, der Bibliothekar Rath Theodor Kräuter in Weimar, mein Oheim, an die Thür des hochverehrten Dichters. Freudig begrüßte Goethe den Mann, der sich mit emsigstem, unverdrossenem Fleiß aus sich selbst heraus gebildet und hohe geistige Bildung errungen hatte, und nahm von dem treuergebenen Freunde seines Hauses die ersten Glückwünsche zum sechsundsiebenzigsten Geburtstag entgegen. Um ihm eine Freude zu bereiten, ihm für alle Zeit ein Erinnerungszeichen zu geben, nahm Goethe jenes Paket Zeichnungen hervor und machte es „seinem ersten Gratulanten" mit dieser schriftlichen Dedikation zum Geschenk. So kam auch das Bild der Mailänderin in den Besitz der Familie Kräuter. Nach Goethes Tode waren, außer andern wertvollen Erinnerungszeichen, jene italienischen Zeichnungen und unter ihnen namentlich auch das Bild der schönen Mailänderin, dem Rath Kräuter und nach dessen Tode seinem Sohne Bibliotheksekretär Dr. Edmund Kräuter teure Andenken an Goethe. Nach den Erläuterungen, welche letzterer dem Rath Kräuter mündlich gegeben, machte dessen Sohn auf der Rückseite des Bildes die Bemerkung:

„Signora Pa. . . . . S. . . . . z
(Goethe's Geliebte in Rom)
bei Hackert gezeichnet.
Goethe's Handzeichnung."



Wolfgang v. Goethe.
Nach der Büste von Alexander Trippel.

Als auch mein lieber Freund Dr. Edmund Kräuter dahingeschieden, sind aus seinem Nachlaß die erwähnten Goethe-schen Zeichnungen und unter ihnen auch diese Aquarelle in meinen Besitz übergegangen.

Erst im neunundsiebenzigsten Lebensjahre nahm Goethe die Papiere über seinen zweiten Aufenthalt in Rom zur Hand und stellte sie so zusammen, wie sie im Jahre 1829 gedruckt erschienen. Daß es dem fast achtzigjährigen Greise nicht gelingen konnte, die Liebesscene von Castel Gandolfo nach vierzig Jahren mit dem damaligen jugendlichen Feuer zu schildern, ist natürlich. Gleichwohl machte ihm selbst noch in diesem Greisenalter die Erinnerung daran lebhaftes Vergnügen, und seinem Vertrauten Riemer sandte er seinen Aufsatz am 24. Februar 1829 für Riemers Frau Karoline, geborene Ulrich (die ehemalige Gesellschafterin und Freundin seiner Frau) mit dem brieflichen Bemerken: „Wollten Sie zugleich das artige Liebesgeschichtchen der guten Frau mit meinen schönsten Grüßen mittheilen, so wird es ihr wohl ein angenehmes Viertelstündchen machen.“

Das Gedicht „Amor ein Landschaftsmahler“ blieb ihm durch sein ganzes Leben wert und lieb, und gern unterhielt er sich mit seinen Freunden Riemer, Eckermann ꝛc. über dies Gedicht. In seinen „Mittheilungen über Goethe“ (II. 527) bemerkt Riemer darüber: „Wie das Gedicht von jeher mein Liebling war, so gefiel es auch Meyer über die Maßen: denn es ist ein Symbol von Goethes ganzer Dichtart, das Ideelle zu realisiren, das Gedachte und Gedichtete in und als Wirklichkeit zu sehen und zu finden, wenn man die Welt mit Liebe betrachtet, — freilich einem der ersten Requisite des Dichters und Künstlers, ja des Menschen überhaupt wenn er leben will.“

Ein zu den Nachlaß-Papieren Riemers gehöriges Blatt vom 13. Oktober 1807 enthält die Bemerkungen:

„Die Idee ist jedem mitgegeben, ist die Form, ein Scheinbild, das durchaus realisirt, verkörpert zu sein verlangt. Daher ist mir Goethe's Gedicht Amor als Landschaftsmaler von so

unendlicher Bedeutung und symbolisch, vielleicht mehr als er selbst glauben mag. Diese Idee nämlich von etwas, was sein kann und soll, und wonach das Herz verlangt, bleibt kein Bild, es wird real, und kommt mir entgegen. O wenn doch jede Idee des Sittlichen, des Schönen, des Wahren so der Sehnsucht des Herzens real entgegen käme."

Ein anderes Riemersches Blatt enthält die bedeutsamen, tiefsinnigen Betrachtungen über unsern großen Dichter und sein Gedicht:

„Goethe, ob er gleich, wie er selbst sagt, von der Phantasie ausgeht, ist doch keineswegs phantastisch. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen und Ineinsfallen des Idealen mit dem Realen; daher jede Partei ihren Genuß an ihm hat. Das beste Symbol seiner Poesie ist sein eignes Gedicht: Amor ein Landschaftsmaler. Der Anfang läßt ein Ideales erwarten, und der Schluß gibt ein Reales. Die Vorderseite, der Avers, ist die Idee, und der Revers das Reale: wie bei dem Opalglas die eine Seite diese, die andre jene Farbe zeigt. Das Reale ist auch die Idee, nur rückwärts, nach dem Centrum, angesehen; die Idee ist das Reale, nur hinwärts, nach der Peripherie, betrachtet."

In der That erscheint Goethes Poesie, wie sie von den Liedern aus der Leipziger Studentenzeit in steter innerer und äußerer Fortbildung bis zu dieser köstlichen Frucht der italienischen Reise sich vervollkommt hat, als eine harmonische Versöhnung und Vereinung beider Richtungen: des Idealismus und des Realismus.

Dieses „beste Symbol von Goethes Poesie" ist zugleich das jüngste seiner „Vermischten Gedichte" von 1788. So mag denn auch die jüngste, anmutig-sinnige Dichtung als letzte, duftigste Blüte des Goethe-Straußes diese Reihe Goethescher Jugend-Gedichte schließen.

Personen-Register

(nach den Seitenzahlen).

André, Johann 89.
Anna Amalie, Herzogin 143. 156. 163 flg.
Arndt, E. M. 93.
Batty, Georg 126.
Beethoven 5.
Behrisch 30. 35 flg. 41.
Brion, Friederike 45 flg. 51 flg.
Delph, Helene Dorothee 83.
v. Einsiedel 102.
Ewald, Joh. Ludwig 89.
v. Gersdorf 93.
Goethe
Jugend-Gedichte 3 flg.
Goethes Schriften 1787 6 flg. 15.
Sammlung der lyrischen Dichtungen 8.
Die vermischten Gedichte 8 flg.
Auf der Universität Leipzig 21 flg.
In Straßburg und Sesenheim 45 flg.
Werther 66.
Drama Prometheus 71 flg.
(Goethe)
Ankunft in Weimar 96. 101.
Die Posse „Die Empfindsamen" 102.
Dichtung und amtliche Stellung 125 flg.
Tagebuch 96. 104. 133 flg.
Proserpina 144.
Iphigenie 144.
Die Fischerin 140 flg.
Garten und Gartenhaus 103. 105 flg. 155 flg.
Reise nach Italien 7. 169.
In Italien 8 flg. 173 flg.
Zeichnen und Malen 146. 160. 173 flg.
Rückkehr aus Italien 183.
Goethe, Frau Rath 126. 155. 169.
Goethe, Cornelie 32. 85.
v. Görz, Graf 160.
Göschen, Georg Joachim 6.
Gotter 143.
Hackert 174.

Herder 6 flg. 8. 84. 112. 137. 147.
Herder, Karoline 8. 15.
Hiller, Joh. Adam 142.
Horn 22. 26.
Jacobi, F. H. 74. 135.
v. Kalb 96.
Kanne, Joh. Gottfried 38.
Karl August, Herzog 7. 96. 116. 159 flg.
Kauffmann, Angelika 174. 177.
v. Knebel 13. 103. 128.
Kräuter, Theodor 46. 184.
v. Lasberg, Christiane 103 flg.
Lessing 71. 74.
Moses Mendelssohn 74.
v. Müller, Kanzler 94.
Oels 94.
Oeser 173.
Preller, Friedrich 183.
v. Ranke, Leopold 3.
Riemer 109. 181. 186.
Salzmann 61.
Schiller 164.
Schlosser, Joh. Georg 25.
Schönemann, Anna Elisabeth (Lili) 78 flg. 98 flg.
Schönkopf, Käthchen 26 flg.
Schröter, Corona 142 flg.
Schuchardt 174.
Schütz, Franz 118.
Seebeck, Moritz 75.
Seidel, Philipp 7. 171.
v. Staël, Frau 112.
v. Stein, Frau 7. 106. 127. 131. 149. 170.
v. Stolberg, Graf Christian 84. 96. 98.
Tischbein 174.
Vogel, Kanzleisekretär 7. 13.
Wieland 14. 96. 104. 156. 159 flg.
Zelter 5. 75. 92.

Illustrirte Klassiker-Pracht-Ausgaben.

Goethe's Werke.

Mit 1058 Illustrationen.

Nebst Goethe's Porträt und Lebensabriß.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Heinrich Düntzer.

Zweite Auflage.

Fünf Prachtbände in groß Lex.-Oktav. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis 60 Mark.

Schiller's Werke.

Mit 740 Illustrationen.

Nebst Schiller's Porträt und Lebensabriß.

Herausgegeben von

Prof. Dr. J. G. Fischer.

Dritte Auflage.

Vier Prachtbände in groß Lex.-Oktav. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis 48 Mark.

Shakespeare's sämtliche Werke.

Eingeleitet und übersetzt von

A. W. Schlegel, Fr. Bodenstedt, N. Delius, O. Gildemeister, F. A. Gelbcke, G. Herwegh, P. Heyse, H. Kurz und A. Wilbrandt.

Mit 830 Illustrationen von Sir John Gilbert.

Nebst Shakespeare's Porträt und Lebensabriß.

Fünfte Auflage.

Vier Prachtbände in groß Lex.-Oktav. In prachtvollem Originaleinband mit reicher Schwarz- und Goldpressung. Preis 40 Mark.

Wenn Bücher ein Familienschatz genannt werden dürfen, so müssen vor allem die Werke dieser Heroen des Geistes so bezeichnet werden, und keine Familie, in deren Kreis noch das Edle und Schöne gepflegt wird, sollte es versäumen, einen solchen Hausschatz zu erwerben.

Um die Anschaffung dieser Prachtwerke zu erleichtern, können dieselben auch in beliebigen Zwischenräumen nach und nach in Lieferungen zum Preise von à 50 Pfennig (Goethe's Werke in 90 Lieferungen, Schiller's Werke in 65 Lieferungen, Shakespeare's Werke in 60 Lieferungen) bezogen werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Heinrich Farel.

Ein elsässischer Roman

von

L. Spach.

Deutsch bearbeitet von Herm. Ludwig.

Preis geheftet M. 5. —; in elegantem Originalband M. 6. —

Ein Roman, der sich bei künstlerischer Durchbildung und geistvoller Behandlung eines fesselnden Vorwurfs durch vortreffliche psychologische Zeichnung, lebendige Naturschilderung, anziehende Verwendung des geschichtlichen Hintergrundes der Zeit und hochpoetische Anschauung auszeichnet. Personen und Verhältnisse der in der Schweiz, im Elsaß und in Paris (1810—16) sich abspielenden Vorgänge sind nach dem Leben geschildert, was zu dem Aufsehen beitrug, welches der im Original längst vergriffene Roman bei seinem Erscheinen (1834) erregte. Die deutsche Bearbeitung von Hermann Ludwig hat Spachs Schöpfung bei voller Wahrung ihrer Eigenart den Anforderungen der Gegenwart nahegerückt. Sein Buch darf auf warmen Anteil rechnen; hat doch ein maßgebender Beurteiler wie Wilh. Scherer Spachs Roman über die Erzählungen Erckmann-Chatrians gestellt.

Klecksographien.

Von

Justinus Kerner.

Mit Illustrationen nach den Vorlagen des Verfassers.

Preis gebunden in illustrirtem Einband M. 3. —

Seltsames, originelles Werk aus dem Nachlaß Justinus Kerners, der sich darüber einem Freunde gegenüber äußerte: „Man nennt mich oft ‚Geisterseher‘, doch dies mit Unrecht, ich habe nie Geister gesehen, ohne darum ihre Existenz zu leugnen, meine Phantasie aber ergeht sich gerne in diesem Reiche schattenhafter Wesen. Es freute mich immer, von meinem alten Turme in den Abendhimmel zu schauen und die Wolkenbilder mit meiner Phantasie zu deuten. Jetzt, ins Zimmer gebannt, bilde ich mir aus Tintenklecksen, die oft unfreiwillig meiner Feder entfallen, durch Zusammenfalten des Papiers die seltsamsten Phantasiebilder. Es wird ein Bilderbuch für alte Kinder, als solches möge es auch aufgefaßt werden!“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Vögl